



zur debatte

7/2013

Themen der Katholischen Akademie in Bayern



7
Dipl. Ing. Sabine Djahanschah plädiert für intelligente Konzepte beim Denkmalschutz



14
Dipl. Ing Holger Keß beschreibt, wie das Tagungsgebäude der Akademie denkmalgerecht saniert wurde und wird



17
Prof. Dr. Tomáš Halík sieht in der Spiritualität eine Tiefendimension des Religiösen



20
Prof. Dr. Alexander-Kenneth Nagel erkennt die Pluralisierung als Chance für „Spiritual Care“



23
Petra Reski berichtet, wie Venedig durch den Massentourismus und die Untätigkeit der Politik bedroht wird



29
Albert von Schirmding stellt seinen Gast, den Lyriker Heinrich Detering vor



44
Prof. Dr. Carla Schulz-Hoffmann führt in die Ausstellung mit Werken von Georg Baselitz ein



„Christus in allem den Vorrang“

Julius Kardinal Döpfner zum 100. Geburtstag



Kardinal Julius Döpfner eröffnete das Kardinal Wendel Haus am 29. September 1962 – an der selben Stelle

reflektierte 51 Jahre später seine Nachfolger Kardinal Reinhard Marx.

1961 bis 1976 war Kardinal Julius Döpfner Erzbischof von München und Freising. Sein Nachfolger, Kardinal Reinhard Marx, der seit 2008 amtierende Erzbischof von München und Freising, reflektierte am 7. November 2013 in der Katholischen Akademie vor rund 200 Zuhörern, wie er sich in der Kontinuität zu seinem vor fast vier

Jahrzehnten verstorbenen Vorgänger auf dem Stuhl des Heiligen Korbinnian fühlt. Worin ist Julius Döpfner ein Vorbild, was muss – in der jetzt ganz anderen Zeit – anders gemacht werden. Kardinal Marx nutzte sein Referat auch zu einigen grundlegenden und wegweisenden Gedanken zur Zukunft der Kirche.

Julius Kardinal Döpfners Wirken als Herausforderung für die Kirche von heute

Reinhard Kardinal Marx

1. Die Gestalt Döpfners in seiner Zeit

In der Begrüßung wurde auf Lukas verwiesen. Lukas war kein Augenzeuge. Er hat sich auf die verlassen, die ihm etwas erzählt haben über Jesus von Nazareth. Ich will mich nicht mit dem heiligen Lukas vergleichen, aber in der Situation befinde ich mich auch: Ich muss mich auf die Zeitzeugen verlassen, auf Bücher, auf das, was ich lesen und hören kann, auf die Filme, die ich sehen kann. Und doch hat es möglicherweise Sinn, wenn der Nachfolger als Erzbischof von München und Freising etwas zur Gestalt Julius Kardinal Döpfners im Blick auf die Herausforderungen der Kirche in unserer Zeit sagt. Ich hätte mir niemals träumen lassen, als Student, als junger Priester, dass ich einmal hier stehen würde, um über Julius Kardinal Döpfner etwas zu sagen, dessen Tod mitten in meine Studienzeit fiel. Ich kann mich an die Erschütterung dieser Stunde als Student noch sehr gut erinnern.

Aber was kann uns diese Gestalt heute sagen? Welche Herausforderungen sind heute da, die dem ähneln, was in seiner Zeit auf der Tagesordnung stand, und welche Lehren können wir mit ihm zusammen ziehen?

1.1 Ein lernender Bischof in einer „neuen Welt“

Ich möchte in einem ersten Teil – ich bin kein Historiker und hier sind Fachleute, die das besser sagen können – dennoch einen historischen Blick auf Julius Kardinal Döpfner werfen. Historische Größe ist ja von dreierlei abhängig, zunächst einmal davon, ob eine Persönlichkeit in sich Stärke, Überzeugungs-



Reinhard Kardinal Marx, Erzbischof von München und Freising

kraft, Begabung, Bildung, Authentizität hat. Das zweite, was hinzukommen muss, ist die Zeitstunde. Wir haben es gerade gehört – wie oft hat Julius Kardinal Döpfner die Formulierung gebraucht: „in dieser Stunde der Kirche“. Die Herausforderungen der Zeit sind unterschiedlich. Manchmal erlebt ein hochbegabter Mensch eine außerordentlich langweilige Zeit, und es kommt nicht das zum Tragen, was in einer herausfordernden Zeit vielleicht in ihm oder in ihr gesteckt hätte. Das dritte ist, ob jemand mit seinen großen Begabungen, mit seinen Fähigkeiten in der

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser!

Welche Akademiethemen jeweils in ein Heft unserer „debatte“ gepackt werden, hängt von mehreren Faktoren ab. Abwechslungsreich soll es sein, aktuell auch. Dazu kommen die maximal 48 Seiten oder der Wechsel von Einzelreferaten und Tagungen, manchmal die ein Thema blockierende Jagd nach den Texten der Referenten, bzw. deren Approbation. So bekommt jedes Heft, zufällig oder bewusst gesteuert, sein eigenes Gesicht.

Nun liegt die letzte Ausgabe des Jahrgangs 2013 auf dem Tisch. Was mir in die Augen springt: diesmal geht es meistens um einzelne Personen.

Schon der Auftaktartikel kreist um Julius Kardinal Döpfners 100. Geburtstag und bringt die Reflexion seines dritten Nachfolgers Reinhard Kardinal Marx über Impulse von damals für heute. In die Zeit Kardinal Döpfners zurück führt auch der andere 100. Geburtstag, jener des Philosophen Hermann Krings, der unsere Akademie über Jahrzehnte geprägt hat.

Die jungen Benediktinerinnen der Abtei Venio erzählen, warum sie dort sind, wo sie sind. Und zwischen dem Preisträger Matthias Ederer und Friedrich Kardinal Wetter war in Regensburg schnell ein Bogen persönlicher Nähe über den Unterschied der Lebensalter hinweg geschlagen.

Heinrich Detering war zu Gast bei Albert von Schirnding und Kent Nagano bei Siegfried Mauer. Georg Baselitz bleibt mit seinen Holzschnitten und Gemälden (und dem Fragezeichen hinter „Religiöse Bilder?“) sogar bis ins Neue Jahr bei uns präsent.

„Spiritual care“ nimmt den Kranken, den Sterbenden als Einzelnen ernst und ermöglicht menschliche Begegnung. Ähnliches tat die diesjährige Biennale von Venedig, als sie nicht nur arrivierte Künstler einlud, sondern auch etliche Außenseiter präsentierte, die ihre privaten Welten geschaffen hatten.

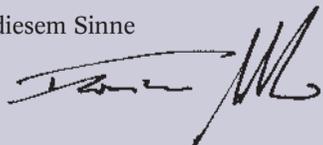
Anscheinend passt da nur der Komplex „Energetische Sanierung und Denkmalschutz“ nicht. Aber gerade bei ihm gilt: immer stehen konkrete Menschen dahinter; mit ihnen steht und fällt das Ganze.

Vom diesmaligen Schwerpunkt „der konkrete Mensch“ aus lassen sich zwei Linien ziehen. Zum Einen zur Chance, in einer Akademie eben nicht nur Themen verhandelt zu erleben, sondern prägenden, interessanten, anregenden Menschen direkt zu begegnen.

Und die andere Linie führt nach Weihnachten. Da feiern wir, was schon im zweiten Jahrhundert Irenäus von Lyon wusste: „Gloria enim Dei vivens homo“. „Der Ruhm Gottes ist der lebendige Mensch.“

In diesem Sinne

Ihr



Dr. Florian Schuller

konkreten Situation die richtigen Antworten formuliert und diese Herausforderung annimmt. Dann entsteht historische Größe.

Den ersten und den letzten Punkt kann der Mensch selber beeinflussen und etwas dafür tun. Den Punkt der Zeitstunde kann er oder sie nicht selber bestimmen. Ich wage zu sagen, dass Julius Kardinal Döpfner diese Bewährungsprobe bestanden hat: Seine hohen Begabungen, die seit seiner Kindheit unbestritten sind, intellektuelle Begabungen, menschliche Begabungen; dann eine Zeitstunde, wie wir sie uns gar nicht wünschen können, die Kriegszeit, die Nachkriegszeit, dann die Aufbruchzeit des Konzils, die Auseinandersetzungen, die Spannungen, die damit zusammenhängen, die verschiedenen Bistümer, Würzburg, die Aufbaujahre, Berlin, die Zeit der Spannungen mit dem Kommunismus, und dann eben die Zeit im Erzbistum München und Freising. Also eine ganz bestimmte Zeitstunde, die wir heute noch als eine entscheidende Zeitstunde der Kirche sehen, auch im Rückblick nach 50 Jahren. Ich glaube, dass er diese Zeitstunde nicht nur gemeistert, sondern wirklich angenommen hat und so zur historischen Größe wurde.

Natürlich kann man fragen: Haben wir nicht jetzt schon genug über Döpfner erzählt in diesem Jahr? Selbst heute, als ich sagte, dass ich noch diesen Vortrag halten muss, hieß es: Da sind ja jetzt so viele Veranstaltungen gewesen, ist es nicht mal genug? Aber anscheinend nicht. Das zeigt, hier ist eine Person, die uns weiter fasziniert, weil diese Umstände, die Person und die Antworten, die sie gegeben hat, doch in einer überzeugenden Weise auch heute noch sprechen und uns etwas zu sagen haben. Das ist ein erster Gedanke, der uns natürlich als handelnde Akteure in der Kirche an führenden Positionen auch in Frage stellt und herausfordert, ob wir die Zeitstunde annehmen, ob wir uns in ihr bewahren.

Vielleicht noch drei Punkte im historischen Bereich: Julius Kardinal Döpfner war Bischof in einer neuen Welt, und was mich besonders an ihm fasziniert – in den letzten Monaten habe ich mich ja intensiver mit ihm beschäftigt –, ist die Bereitschaft zum Lernen. Er kam eigentlich, wenn man die ersten Briefe und Überlegungen genauer anschaut, aus einer durchaus traditionell geprägten, konservativen Kirchlichkeit. Aber schon in den ersten inneren und geistigen Auseinandersetzungen, etwa im Germanicum, wird deutlich, dass er nicht einfach mit dem zufriedener ist, was ist, dass er sich nicht einfach unterwirft, sondern dass er gestalten möchte. Dieses Motiv kann man in den Briefen an einen Freund immer wieder feststellen, die Überlegungen, wie kann ich das in guter Weise aufgreifen, ohne revolutionär zu sein, ohne das Ganze in Frage zu stellen, aber auch nicht einfach in einer angepassten Weise mit zu schwimmen, sondern sich lernend auf den Weg zu begeben, die neue Zeit zu begreifen.

Das ist im Laufe seines Lebens so geblieben. Er hat ja manches – ich will auf die einzelnen biographischen Punkte nicht eingehen –, durchaus im Nachhinein bedauert, wenn wir an die ökumenische Situation in den 1950er Jahren denken; und er hat gelernt und später gesagt, manches würde er so nicht mehr tun. Ich möchte das – ich sage es ein wenig kühn – eigentlich für mich auch so übernehmen. Ich hoffe, dass wir im Laufe unseres Lebens nicht einfach stehen bleiben, sondern dass die Dynamik unserer Biographie bis zum letzten Atemzug lebendig bleibt, und dass wir lernen, weiterlernen und uns auch einlassen auf die jeweils neue Situation. Das ist ein ganz wichtiger Punkt.



Saß vor seinem Redebeitrag entspannt in der ersten Reihe: Kardinal Reinhard Marx im Gespräch mit Professor Werner Buchner. Werner Buchner war in den

60er Jahren Leiter des Büros des Bayerischen Ministerpräsidenten und von daher intensiv in das Gespräch zwischen Staat und Kirche eingebunden.

1.2 Konzil und Synode

Deswegen konnte Döpfner im Blick auf das Konzil eben auch (wenn man die Entwürfe anschaut, die Gutachten, die er schon vor dem Konzil geschrieben hat), eine Linie entdecken, die auf Veränderung aus war, die die Zeitstunde wirklich in sich aufgenommen hat. Es fasziniert, dass er wirklich die moderne Welt verstehen wollte, dass er sie nicht ablehnte, sondern dass er – auch in den Briefen an die Priester wird das deutlich – diese Zeitstunde als eine Herausforderung durch Gott selbst angesehen hat.

Ich will dazu ein Beispiel nennen: Er schreibt im Jahr 1963, also noch mitten im Konzil (mit meinen eigenen Worten hier sinngemäß zitiert): „Es ist gut, dass die Priester nicht mehr nur von ihrem Standesbewusstsein her Autorität beziehen, sondern dass sie sich menschlich bewähren müssen. Wie schlimm ist es, wenn ein Priester meint, nur weil er Priester ist, habe er eine Sonderstellung. Bitte gewöhnen Sie sich an den Gedanken und seien Sie nicht traurig darüber, sondern freuen Sie sich darüber, dass Sie sich jetzt menschlich bewähren, und dass das eine neue Zeit ist, die nicht negativ ist, sondern positiv.“

Das ist ein ganz kleines Beispiel, das deutlich macht, wie er die Veränderungen sehr frühzeitig wahrnahm, ehe, glaube ich, schon alle begriffen hatten, was die Zeitstunde geschlagen hat. Ich bin überzeugt, dass nicht alle Priester damals, wie möglicherweise auch heute, über diesen Brief ganz erfreut waren, sondern dass sie das möglicherweise auch kritisch gesehen haben. Insgesamt habe ich bei der Lektüre der Briefe und Schriften von Julius Kardinal Döpfner den Eindruck gewonnen, dass er sehr frühzeitig Veränderungen und Herausforderungen wahrgenommen hat.

Im Konzil und in der Synode hat er eine herausragende Rolle gespielt. All das muss ich hier nicht wiederholen, das ist historisch weitgehend erforscht, aber es harret sicher auch noch weiterer Untersuchungen. Im Konzil und in der Synode hat er immer wieder versucht, und das ist der entscheidende Punkt, die Fäden zusammenzuhalten, die Dialogkräfte und das Ganze im Blick zu behalten, aber kontinuierlich seinen Weg zu gehen; sich nicht anzupassen, aber immer die andere Position mit im Blick zu halten und zu versuchen, eine Ein-

heit sowohl auf dem Konzil wie auf der Synode möglich zu machen, eine Einheit, die für die Kirche lebensnotwendig ist. Sie ahnen schon, dass das Herausforderungen für heute sind, auf die ich aber dann noch genauer eingehen will.

1.3 Spiritualität des Kreuzes

Ein letzter Punkt im historischen Blick auf Julius Kardinal Döpfner: die Spiritualität des Kreuzes. Wir haben bei den Priestertagen einen guten Vortrag zur Spiritualität des Kreuzes bei Kardinal Döpfner gehört. Ich habe das Kreuz, das auch für ihn wichtig war, auf meinem Schreibtisch. Das ist ein ganz, ganz wichtiger Gedanke: Christus nichts vorziehen! Spiritualität des Kreuzes bedeutet aber auch eine gewisse Bereitschaft zum Leiden. Das Bild von Julius Kardinal Döpfner, das ihn nur als den siegreichen Kämpfer sieht, ist sicher nicht das Bild, das der Realität entspricht, aber das mögen die Zeitzeugen ergänzen.

Wir dürfen in dieser Stunde auch nicht verschweigen, dass er körperlich und gesundheitlich außerordentlich angeschlagen war, immer wieder, durch all die Jahre. Das, was viele gar nicht wahrgenommen haben, was er an Leistung und Arbeit seinem Körper abgetrotzt hat, auch gegen die Ratschläge

Wir dürfen in dieser Stunde nicht verschweigen, dass er körperlich und gesundheitlich außerordentlich angeschlagen war, immer wieder, durch all die Jahre.

der Ärzte, sollte man nicht vergessen. Diese Leidensgeschichte gehört auch mit dazu, und auch die Trauer über viele Ereignisse, die ihn belastet haben. Es wird ja erzählt, dass jemand ihn getroffen oder gesehen hat (die Ordensschwester glaube ich), als er den Kopf auf den Schreibtisch legt und fast in Tränen sagt: Was mache ich falsch? Warum mache ich das so, dass die Menschen es nicht akzeptieren und nicht sehen können? Wir dürfen also nicht verschweigen, dass dieser so starke, kämpferisch erscheinende Mann ein

Mann des Kreuzes war und das auch wusste und angenommen hat. Das gehört auch mit zum bischöflichen und priesterlichen Dienst.

2. Herausforderungen für heute

Welche Herausforderungen sehe ich für die Gegenwart? Aus dem großen Beispiel, aus diesem Zeugnis, das uns Julius Kardinal Döpfner gegeben hat, kann vielleicht das eine oder andere aus seiner Lebensgeschichte noch einmal aufleuchten und nachher auch durch die Zeitzeugen ergänzt werden, die das durch ihre Erfahrungen vielleicht belegen können.

2.1 Zeichen der Zeit „sub luce evangelii“

Ich möchte einen ersten Punkt nennen: Es bleibt die Herausforderung, die Zeichen der Zeit im Licht des Evangeliums zu deuten, also grundsätzlich die jetzige Zeit, die jetzige Stunde der Kirche, nicht als eine Schwierigkeit zu sehen, sondern als eine Herausforderung und eine Einladung. Gott stellt uns in diese Zeitstunde, damit wir uns in ihr bewähren, aber die Zeitstunde selbst ist immer auch die Zeit Gottes. Jedes Jahr ist ein Jahr des Herrn! Und diese positive Sicht fehlt manchmal. Ich will es so formulieren: Manche träumen von einer Restauration, aber Restauration wird es nicht geben, und Nostalgie ist eine Vorstellung, die nicht nur unrealistisch, sondern töricht ist. Es kann Renaissance geben, das heißt Wiedergeburt, Erneuerung aus den Quellen, aus den Erfahrungen der Heiligen, aus der heiligen Schrift, aber immer im Ja-Wort zu der Zeit, in der wir leben. Dieses beherzte Ja-Wort zur modernen Welt, zur modernen Zeit ist unbedingt notwendig, auch für die Evangelisierung. Die moderne Welt, in der wir leben, ist ein Fortschritt. Nicht in allen Punkten – aber bei aller Besinnung, die auch sehr stark auf das ausgerichtet ist, was in der Geschichte passiert ist und mich fasziniert, kann ich wenig mit einer Haltung anfangen, die frühere Zeiten für besser hält. Das ist eine unhistorische Sicht! Deshalb brauchen wir in der Kirche den beherzten Blick auf die Gegenwart und die Bereitschaft, diese Gegenwart anzunehmen, den Augenblick anzunehmen, in dem wir leben, und ihn zu deuten im Licht des Evangeliums. Die Zeichen der

Zeit deuten im Licht des Evangeliums, so hat es das Konzil ja immer wieder gesagt, und das war auch Julius Kardinal Döpfner ein wichtiges Anliegen.

Die Zeichen der Zeit hat Johannes XXIII. in seiner Enzyklika „Pacem in terris“ auch schon genannt. Als Zeichen der Zeit hat er damals etwa die neue Stellung der Frau genannt, die Demokratie, die Menschenrechte. Ob das wirklich schon insgesamt in der Kirche so gedeutet wird, ob wir wirklich die Kraft haben, aus dem Evangelium die Zeichen der Zeit zu deuten und nicht nur einfach, wie man heute so schön sagt, einer Mehrheit hinterherzulaufen? Die Mehrheit ist nicht unbedingt das Problem, sondern ob wir Zeichen sehen können, ob die Kraft des Evangeliums so stark in uns ist, dass wir erkennen,

Dass ein neuer Papst aus Lateinamerika kommt, ist eine Verstärkung einer solchen globalen Sicht, die aber herausfordernd ist.

hier spricht jetzt eine neue Herausforderung zu uns.

Zu den neuen Herausforderungen gehört etwa die Globalisierung in dem Sinne, dass wir Weltkirche werden. Das sind wir noch lange nicht, dazu fehlt immer noch die Entwicklung von Strukturen der Begegnung; so sehr wir natürlich auch von der Fülle der Möglichkeiten einer Weltkirche immer wieder fasziniert sind. Aber: Wir sind eine Weltkirche, die ohne Vergleich mit anderen internationalen Organisationen ist, eine geistlich großartige Wirklichkeit, doch wir sind noch nicht auf dem Niveau, auf dem wir sein könnten als Weltkirche. Wir können und müssen uns im 21. Jahrhundert noch weiterentwickeln. Das ist eine Herausforderung, ein Zeichen der Zeit, und die katholische Kirche, die so universal präsent ist, hat hier eine Aufgabe. Wenn sie darin versagt, wenn sie in Engstirnigkeit, rückwärtsgewandter Orientierung, in Nationalismen zurückfällt, hat sie die Zeitstunde verraten. Das kann nicht sein. Dass ein neuer Papst aus Lateinamerika kommt, ist eine Verstärkung einer solchen globalen Sicht, die aber herausfordernd ist.

Julius Kardinal Döpfner hat diese Haltung, glaube ich, wirklich gelebt. Er hat sich nicht zurückgeträumt in Vergangenen und hat auch nicht eine Zukunftsvision von Kirche entfaltet, wie sie einmal in hundert Jahren sein sollte, sondern er hat sich der Zeitstunde gestellt. Das hört sich eigentlich selbstverständlich an, ist es aber nicht. Es ist eine starke spirituelle und theologische Aufgabe.

2.2 Liebe zur Kirche in ihrer konkreten Gestalt

Ein zweiter Punkt, der mich bei ihm fasziniert, und der sicher gerade auch in den aktuellen Diskussionen, die wir erleben, wichtig ist: die Liebe zur konkreten Kirche. Die Liebe zur Kirche, das ist ein Wort geworden, das manchen fremd erscheint. Kann man die Kirche lieben in ihrer konkreten Gestalt, nicht als Wunschkirche, die wir uns erträumen, sondern in der konkreten Gestalt? Das ist ja die katholische Sicht der Kirche, dass die Kirche Jesu Christi – wie es im Konzil heißt – subsistiert in der katholischen Kirche, nicht identisch ist, aber doch subsistiert, wirkmächtig gegenwärtig ist. Ich glaube, man kann sagen, Julius Kardinal Döpfner hat an dieser konkreten Kirche, wahrscheinlich auch an sich selber und seinen beschränkten Möglichkeiten, gelitten. Das ist keine Frage und das, glaube ich, geht jedem so, der wirklich mit Herz und Seele ein Amt in der Kirche übernimmt: Er wird sich immer auch reiben an dem, was er selber ist und dem, was ihm geeignet. Das kann nicht anders sein. Und trotzdem besteht der Anspruch, diese konkrete Kirche zu lieben, in der konkreten Gestalt: Ihm ist es gelungen.

Wenn ich an die vielen Auseinandersetzungen denke, innerhalb der Kirche, aber auch mit den römischen Behörden: Das war für ihn ja nicht nur einmal, sondern immer wieder der Fall und zwar in heftigster Weise, wie wir heute aus den Akten wissen. Oder denken wir auch an die „Causa Limburg“, die in den 1970er Jahren ein Thema war, wo Döpfner damals im Blick auf Bischof Wilhelm Kempf eingreifen musste. Das waren alles Ereignisse, in denen er sich voll engagieren musste, auch kritisch sein musste, aber immer in großer Loyalität und Gemeinschaft mit der konkreten Kirche. Er hat sich nicht davon abbringen lassen, dass in dieser konkreten „katholischen“ Kirche wirklich die Kirche Christi gegenwärtig ist.

Mir ist das ein ganz wichtiger Gedanke, und deswegen meine ich, sollten wir das auch in die Herausforderungen für heute hineinnehmen, denn es gilt heute genauso. Die heftigen Auseinandersetzungen, die wir noch erleben werden, werden das zeigen. Wie eine globale Kirche entsteht, wie Einheit und Vielfalt zusammenkommt, wie wir unterschiedliche Positionen miteinander versöhnen können, wie wir zu Ergebnissen kommen, wie wir Beratungen führen, wie wir Synoden, Konzilien organisieren, all das wird auch zu Prozessen führen, die Leiden hervorrufen und bitter sein können. Da möchte ich von Julius Kardinal Döpfner lernen, nicht zu verbittern, nicht aufzugeben, sondern mutig zu bleiben, ohne selbstgerecht zu werden, ohne zu meinen, wir wüssten genau, wie die Kirche auszusehen hat. Aber doch dafür zu kämpfen, dass wir die Auffassung, die uns im Gebet und im Nachdenken, in der geistlichen und theologischen Reflektion geschenkt ist, einbringen müssen, dass wir keine Angst haben dürfen vor – ja, ich will es einmal so formulieren – einem Streit in der Kirche, wenn er denn ein wirklich geistlicher Streit ist, der auch die Unterschiede aushält. Ich glaube nicht, dass wir das schon erreicht haben. Ich erlebe selten



Elisabeth Döpfner, die Ehefrau von Dr. Burkhard Döpfner, dem Neffen des Kardinals, wurde von ihrer Tochter Eva begleitet. Beide saßen während der Veranstaltung in der ersten Reihe.

Themen „zur Debatte“

Editorial	2
„Christus in allem den Vorrang“ Julius Kardinal Döpfner zum 100. Geburtstag	
Julius Kardinal Döpfners Wirken als Herausforderung für die Kirche von heute Reinhard Kardinal Marx	1
Energetische Sanierung und Denkmalschutz – wie geht das zusammen?	
Erhaltenswerte Bausubstanz und Energieeffizienz – eine Herausforderung für integrale Planung und intelligente Konzepte Sabine Djahanschah	7
Energieeffizienz und Nachhaltigkeit im Baubereich – sind wir auf dem richtigen Weg? Gerhard Hausladen	9
Sparen oder Gewinnen? – haben wir die richtige Effizienzstrategie Günter Pfeifer	10
Schöpfung bewahren – in kirchlichen Gebäuden Werner Haase	12
Das Kardinal Wendel Haus – Sanieren und Bewahren Holger Keß	14
Nachhaltigkeit in der Katholischen Akademie Bayern Christian Sachs	16
Spiritual Care – interreligiös	
Spiritualität als Tiefdimension des Religiösen Tomáš Halík	17
Religiöse Pluralisierung als Herausforderung und Chance für Spiritual Care Alexander-Kenneth Nagel	20
Venedig. Biennale 2013 Führungen, Gespräche, Begegnungen	
Venedig: Die Touristen und die Stadt Petra Reski	23
Autoren zu Gast bei Albert von Schirnding Heinrich Detering	29
Kent Nagano	
... im Gespräch mit Professor Siegfried Mauser	31
Freiheit denken	
Hermann Krings zum 100. Geburtstag Wilhelm Vossenkuhl!	37
Junge Akademie „WortReich – Das monatliche interaktive Gespräch“	
Drei junge Schwestern der Abtei VENIO	39
Symposium der Hochschulkreise der Katholischen Akademie	40
Kardinal Wetter Preis 2013	
Die Landvergabeteixe des Josuabuchs als Landkarte israelitischer Identität Matthias Ederer	41
Vernissage Georg Baselitz. Religiöse Bilder? „Erinnerung ist immer zentral.“ Carla Schulz-Hoffmann	44
Impressum	22



Gäste des Abends: Bundesminister a. D. Dr. Hans-Jochen Vogel (li.) und Prof. Dr. Ing Otto Meitinger, ehem.

Präsident der TU München. Im Hintergrund P. Dr. Ulrich Dobhan OCD, Provinzial der bayerischen Karmeliter.

so viel Bitterkeit wie in innerkirchlichen Auseinandersetzungen, auch Intrigen. All das damals wie heute.

Zu lernen, in einer offenen Gesellschaft eine Kirche zu sein, die zusammensteht, aber auch streiten kann und in einer guten Weise Unterschiede erträgt, ist eine riesige Herausforderung. Da sehe ich gerade für die aktuelle Situation, in der wir uns befinden, gelegentlich auch in unseren Pfarreien, einen ganz wichtigen Impuls aus dem Lebenszeugnis Julius Kardinal Döpfners: nicht traurig zu werden. Wie viele Christen sind jetzt in den letzten Monaten, aber auch früher schon, einfach traurig geworden und leiden an ihrer Kirche. Da zu helfen, dass das, was konkret immer wieder passiert – auch an Bitterem, an Enttäuschungen, an Wunden, die man sich gegenseitig zufügt, auch in der Kirche –, nicht dazu führen darf, dass wir traurig werden und verbittern, das ist eine große, große Aufgabe.

Und dies sehe ich auch als Aufgabe des Bischofs an, sozusagen die Herde zusammenzuhalten, zu ermuntern, vielleicht auch einmal zu sagen „Ausg'redt ist!“, aber doch immer wieder zusammenzuführen, so dass diese konkrete Gestalt der Kirche auch wirklich trotz allem in allem liebenswert bleibt und dass wir miteinander zu der Überzeugung kommen: Wir werden nicht von dieser Kirche lassen. Wir lassen uns nicht durcheinanderbringen durch Einzelereignisse, sondern wir gehen immer wieder von neuem aufeinander zu. Ich meine, wenn ich die Geschichte Julius Kardinal Döpfners ansehe, dass man das von ihm lernen kann: nicht aufzugeben. Es ist ihm nicht immer leicht gefallen; das wissen wir aus den Zeugnissen. Aber er war ein Mann, der immer wieder angefangen hat, den Weg zu gehen.

2.3 Spannung zwischen Strukturen und Charisma

Einen dritten Punkt möchte ich nennen, auch das etwas sehr Aktuelles, was sowohl in einem Bistum wie auch in der Weltkirche von Bedeutung ist. Ich will es einmal so nennen: die Spannung zwischen Strukturen und Charisma. Es ist ein altes Thema der Theologie, und immer wieder neigt man zu der einen oder anderen Seite. Sympathischer klingt natürlich „Charisma“; das ist klar. Aber so einfach hat es sich Julius Kardinal

Döpfner nicht gemacht. Er wusste, die katholische Kirche ist auch eine Kirche der Institution, sie muss Strukturen haben, sie braucht Kirchenrecht, sie braucht Ordnung. „Vergebens werden ungebundene Geister nach der Vollendung reiner Höhe streben“ heißt es bei Goethe in seinem Gedicht *Natur und Kunst*, „und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben“. Diese Vorstellung, dass die Kraft des Geistes, das, was in der Kirche lebendig ist, auch eine Ordnung braucht, um beständig oder nachhaltig zu sein, ist bei Döpfner sehr deutlich. Das geht bis in die Diskussion über die Geschäftsordnung des Konzils und der Synoden hinein. Er hat sich um diese Details gekümmert, es hat ihn interessiert, weil er wusste, wenn das nicht gut überlegt ist, dann kann man so charismatisch sein, wie man will, dann kommt man nicht zu Ergebnissen.

Das vermisse ich bei einigen heute, dieses Bewusstsein, dass das zusammengehört. Nicht das eine gegen das andere ausspielen. Natürlich brauchen wir Strukturen, Absprachen, Regeln, wir brauchen auch eine Diskussion über die Weiterentwicklung des Kirchenrechts; es muss ja nicht stehen bleiben. Ohne solche institutionellen Rahmenordnungen kann die Kirche nicht nachhaltig werden und in die Generationen weiter getragen werden, wie die Kirchengeschichte zeigt. Döpfners Idee, etwa in unserem Erzbistum die Seelsorgeregionen auf den Weg zu bringen, war eine strukturelle Überlegung, die aus der Zeitstunde heraus entstand, die aber der Seelsorge dienen sollte, die nicht das charismatische Element erstickte, sondern es nachhaltig und unabhängig von spontanen Erfahrungen machen sollte.

Ich weiß, das ist ein großes theologisches Thema, das ich hier nur anreißen kann. Aber ich glaube, für die Zukunft der Kirche ist es von außerordentlicher Bedeutung, auch im Blick auf unsere Pfarreien, auch im Blick auf die Weltkirche. Wie wird die Struktur etwa der Kurie aussehen? Wie kann man dort Ordnungen schaffen, die dem Petrusdienst zugeordnet sind? Ich will das noch einmal im Blick auf die Globalisierung nennen: Eine Zentrale in Rom ist ja nicht so organisiert, oder sollte nicht so organisiert sein wie die Zentrale eines Unternehmens. Die Kirche ist kein Unternehmen. In meinen früheren Jahren – bevor ich Bischof wurde

und noch in dem Sozialinstitut „Kommande“ tätig war –, habe ich mich dabei ertappt, dass ich sehr fasziniert war von Vergleichen mit der Wirtschaft. Eben weil ich viel damit zu tun hatte, hatte ich den Eindruck, wir müssen von der Wirtschaft lernen, wir sind etwas hinter dem Mond, wir müssen modernisiert werden im institutionellen Bereich usw. Wenn man dann länger als Bischof tätig ist, wird man da etwas zurückhaltender. Die Analogie mit Wirtschaft und Unternehmen wird leider übertrieben, sowohl in der Politik wie in der Gesellschaft. Die Logik von Märkten und unternehmerischen Aktivitäten hat sich voll ausgebreitet, dominiert praktisch den gesamten Diskurs, so dass man auch in Diskussionen immer wieder hört, welche Maßnahmen müssen ergriffen werden, welche Zielvorstellungen sind da, wie wird das gemessen, wie kann ich die Ergebnisse festhalten. Ich sage nicht, dass das völlig verkehrt ist, aber wir dürfen das nicht zum dominanten Prinzip machen.

Die Kirche ist eine globale Gemeinschaft, aber eben kein Weltunternehmen. Die Bistümer sind keine Filialen, die auf Tagesbefehle warten, sondern, wie es in einer ganz eigentümlichen Weise das Konzil gesagt hat, die katholische Kirche besteht in und aus Ortskirchen, und die universale Kirche ist nicht die Kirche Roms. Rom ist ein Bistum. Die universale Kirche ist mehr. Sie ist das Ineinander von Orts- und Weltkirche, das nicht von oben nach unten organisiert ist, wie aber selbst viele Katholiken meinen, sondern eine eigene Wirklichkeit. Beide können nicht von einander lassen: Die Ortskirche kann nicht ohne die Weltkirche sein, aber die Weltkirche auch nicht ohne die Ortskirche.

Dies strukturell zu fassen, so dass der Dienst des Petrus-Nachfolgers auch wirklich zu einem universalen Hirtendienst werden kann, dazu braucht man selbstverständlich strukturelle Überlegungen. Das kann man nicht nur von spontanen Einfällen abhängig machen. Die spontanen Einfälle braucht man aber und – Gott sei Dank – haben wir einen Papst, der viele Einfälle hat. Aber er sieht auch – und deswegen hat er diese Gruppe der Kardinäle einberufen –, dass man in einer nachhaltigen Weise überlegen muss, wie das Ineinander von Orts- und Weltkirche organisiert wer-

den kann, auch in der römischen Kurie, die in besonderer Weise dem Papst, aber auch der Weltkirche zugeordnet ist. Wie kann das organisiert werden, wie kann das effizient gestaltet werden? Ich will darauf nicht im Einzelnen eingehen, denn das wäre ein eigenes Thema. Aber es ist notwendig und wir brauchen Erneuerung. Darauf haben Professor Hans Maier und andere ja auch immer wieder hingewiesen, und in eine solche Richtung gehen selbstverständlich auch die aktuellen Diskussionen.

Ich glaube, Julius Kardinal Döpfner hat uns gezeigt, dass dies zusammengehört: Strukturen und Charisma. Auch beim Konzil brauchte es das charismatische Element, aber auch eine ordentliche Geschäftsordnung und ein Ziel. Man kann nicht einfach zehn Jahre reden, sondern man muss irgendwann zu Ergebnissen kommen, die sich sehen lassen können. Diese Ungeduld, von der manche Zeitzeugen wahrscheinlich erzählen können, führte dazu, dass man bei Döpfner spürte, er will auch etwas festhalten, will etwas beständig werden lassen. Und dazu braucht man auch Strukturen.

Wie die Strukturen der Kirche auf Weltebene und auf Bistumsebene aussehen, ist noch nicht zu Ende gedacht, sondern darüber müssen wir weiter sprechen und überlegen, was die Zeitstunde uns dazu sagt. Dabei wird ein wichtiger Punkt sicher die globale Situation sein. Denn keine andere Gemeinschaft hält so wie die katholische Kirche daran fest, dass es die eine Weltfamilie gibt. Und diese soll sich in einer Gemeinschaft zeigen, die von sich behauptet, dass sie eine ist mit dem Tellerwäscher in Neu-Delhi und dem Professor in Manhattan, dass sie wirklich eine Gemeinschaft ist. Das sei soziologischer Unsinn, so hat es mir ein Soziologe einmal gesagt, es kann ja gar nicht möglich sein, dass so etwas eine Einheit ist. Wir halten aber daran fest, dass es möglich ist, doch eine Gemeinschaft zu sein, die für die ganze Welt zeigt: Es gibt diese Menschheitsfamilie.

Das ist eigentlich gemeint mit den Worten des Konzils, dass die Kirche Instrument der Einheit, Werkzeug, Sakrament der Einheit der Menschen untereinander sein soll, und zwar global – und der Einheit mit Gott. Dass das nie alle Menschen sichtbar umfasst, jedenfalls auf absehbare Zeit, ist uns klar.



Zwei Männer, die politisch und kirchlich eng mit Kardinal Julius Döpfner zusammenarbeiteten: Dr. Hans-Jochen Vogel (li.) und Prof. Dr. Hans Maier.

Also muss die Kirche zeichenhaft inmitten der Welt darstellen: Es gibt diese Menschheitsfamilie aus allen Kulturen und Völkern und Sprachen. Sie sind sich nicht feind, sondern sie gehören zusammen, und sie stellen das dar, was ihnen geschenkt wurde durch den lebendigen Gott in Christus und durch sein Kreuz und seine Auferstehung hindurch.

Das dann auch noch einmal arbeitsmäßig strukturell abzubilden, ist eine wichtige Herausforderung der jetzigen Zeitstunde, und da sind wir noch nicht am Ziel angekommen. Wir beginnen wirklich, so glaube ich, nicht nur mit einer Internationalisierung der Kurie, denn es ist noch nicht damit getan, möglichst viele Bischöfe aus der ganzen Welt dort zusammen zu bringen. Sondern es geht doch darum: Wie wird zusammengearbeitet? Wie wird ausgebildet? Wie wird auch in einer gewissen Weise das Element der Laien, der Männer und Frauen, verstärkt? Wie wird Fachkompetenz hineingenommen? Eine gewisse, das sage ich ganz offen, Entklerikalisierung der Kurie ist notwendig und gut.

2.4 Spannung zwischen Einheit und Vielfalt

Ein vierter Punkt, der herausfordernd und auf der Tagesordnung ist: Ich habe es eben angedeutet, es ist auch ein Wort, das relativ leicht von der Zunge geht, aber wenn man dann ins Detail geht – der Teufel steckt im Detail, aber der liebe Gott manchmal auch –, muss man genau hinschauen. Es ist das Spannungsfeld von Einheit und Vielfalt. Leicht gesagt: Einheit in der Vielfalt. Ja, das wollen wir alle. Aber wie macht man das, wie gestaltet man das? Das wird eine große Frage sein, denn die moderne Welt ist eine vielfältige Welt. Wir haben keine homogenen Welten mehr. Natürlich haben wir insgesamt auch noch homogene Teilwelten, aber Schritt für Schritt, das ist meine Überzeugung, werden hoffentlich alle Kulturen pluraler, demokratischer, freiheitlicher werden. Das ist doch vom Evangelium her ein Fortschritt, so denke ich jedenfalls. Ob das so kommt, und wie das kommt, ob es noch große Auseinandersetzungen darum gibt, kann ich nicht sagen.

Aber wir möchten doch, dass Menschen in Freiheit leben, sich in Freiheit entscheiden. Wenn man eine Kultur der Freiheit will, und die ist vom Evangeli-

um her geboten, dann ist Vielfalt die Folge, denn Freiheit bedeutet, der eine entscheidet so, der andere anders. Also gehen wir Schritt für Schritt, durch welche Umwege und – wie man nach Samuel Huntingtons Buch „The Clash of Civilizations“ sagen kann –, durch welche „clashes of civilizations“ auch immer hindurch auf eine Gesellschaft der größeren Freiheit, der Pluralität, der Vielfalt zu.

Das ist eine relativ neue Erfahrung, jedenfalls für die Kirche insgesamt, das wirklich innerlich anzunehmen. Denn natürlich ist die Glaubensweitergabe in der Vergangenheit wesentlich durch die Familie in überschaubaren Verhältnissen erfolgt. Vor 50, vor 80 Jahren haben viele Menschen in Bayern wahrscheinlich ihr Dorf das ganze Leben lang nicht verlassen und dort den Glauben und die Kultur miteinander geteilt in einer Selbstverständlichkeit, die unhinterfragt war, vielleicht auch manchmal erlitten war, wie wir aus vielen Biographien wissen. Wir wollen das nicht glorifizieren; dazu besteht überhaupt kein Anlass. Aber diese Zeit wird nicht wiederkommen, und unsere eigene ideale Welt, die wir uns vorstellen, an dieser Zeit zu messen, und zu sagen, eine homogene, übersichtliche, nicht so komplexe Welt wäre uns eigentlich lieber, ist ein Nicht-Annehmen der Zeitstunde, ist Flucht in eine Welt, die es nicht geben wird. Wir dürfen sogar hinzufügen, müssen hinzufügen: eine Welt, die wir auch nicht wollen. Denn die Freiheit gehört, ich sage es noch einmal, zum Kernbestand des christlichen Menschenbildes.

Das christliche Menschenbild, also die Gottebenbildlichkeit des Menschen, die ja nicht nur für Christen gilt, sondern für alle Menschen, bedeutet nicht: Wir sind gottebenbildlich, weil wir eine Nase haben und zwei Augen und zwei Ohren. Sondern weil wir frei sind, weil wir Verantwortung übernehmen können, weil wir geistige Wesen sind, weil wir Gut und Böse unterscheiden können, weil wir ein Gewissen haben, weil wir lieben können. Deswegen ist es so wichtig, die Freiheit positiv zu sehen. Und wenn ich das tue, muss ich mit Pluralität, mit Entscheidungen, die unterschiedlich fallen, in der Familie, in der Kultur und auch in der Kirche umgehen.

Das ist ein Gewöhnungsprozess und eine Schwierigkeit, denn natürlich ist die Einheit eine Faszination und auch ein

Mit der Veranstaltung unter dem Titel „Christus in allem den Vorrang“ setzte die Katholische Akademie einen Schlusspunkt im Gedenkjahr zu Julius Döpfner. Neben Kardinal Friedrich Wetter, von 1982 bis 2007 Erzbischof von München und Freising, waren auch zahlreiche Menschen in die Akademie gekommen, die Döpfner persönlich gut gekannt hatten. Drei von ihnen saßen am Abend auf dem Podium und erzählten von Begegnungen mit dem Kirchen- und Privatmann Julius Döpfner: Professor Werner Buchner, ein guter Freund Döpfners und früherer Ministerialdirektor, Dr. Burkhard Döpfner, Neffe des Kardinals und heute als Pastoralreferent tätig,

sowie einer der engsten theologischen Mitarbeiter des damaligen Erzbischofs, Prof. Dr. Johannes Gründel, em. Professor für Moraltheologie an der LMU.

Die Vorträge der großen Tagung zu Kardinal Döpfner, die die Akademie unter dem Titel „In dieser Stunde der Kirche“ am 28. und 29. Juni 2013 in Bad Kissingen organisiert hatte, werden ebenfalls dokumentiert. Der Sammelband zu dieser Veranstaltung, die in enger und bester Kooperation mit der Katholischen Akademie Domschule Würzburg sowie mit der Stadt Bad Kissingen stattfand, wird wohl noch im Jahr 2013 erscheinen.



Erzählten von Kardinal Döpfner: Professor Johannes Gründel, Neffe Burkhard Döpfner und Professor Werner

Buchner (v.l.n.r.). Die Gesprächsleitung hatte Akademiedirektor Dr. Florian Schuller (2.v.r.).

Traum. Ich will jetzt nicht ins Philosophische hineingehen; natürlich könnte man bei Platon anfangen. Ja, das steckt in allen unseren Überlegungen drin: eins sein. Aber ist das wirklich das Ideal? Ich bin anderer Meinung. Gott hat nicht die Einheit, sondern die Vielfalt gewollt, sonst brauchte er ja nicht die vielfältigen Möglichkeiten eröffnen, auch für die Menschen. Nicht die Einheit ist das Ziel, sondern die Vielfalt, aber die Vielfalt in Liebe. Das ist das Programm Jesu.

Wie kann man das in eine konkrete Welt, in die Kirche übersetzen, wie kann die Kirche das positiv aufgreifen? Wo kann man die Grenzen ziehen und sagen, hier ist die Einheit verletzt? Denken Sie an das ökumenische Gespräch. Wie viel Einheit brauchen wir in der Ökumene, wo sind Anerkennungen möglich, die andere Wege akzeptieren, aber nicht die Grundoption der sichtbaren Einheit gefährden? Ich habe keine endgültige Antwort, aber sehe voraus, dass diese Spannungen eher größer, nicht kleiner werden und dass wir uns darüber austauschen müssen.

Für diese Diskussion ist ein Begriff von außerordentlicher Bedeutung. Er ist viel strapaziert worden und war auch für Julius Kardinal Döpfner sehr wichtig: der Begriff des Dialogs. Schon von Paul VI. her und im Konzil ist es eines der häufigsten Worte, die innerkirchlich gebraucht, aber, so habe ich immer wieder den Eindruck, am wenigsten erreicht werden. Was ist das eigentlich: Dialog? Ich erlebe Streitgespräche, die hitzig sind, aber ein Dialog? Und ich schließe mich da gerne ein. Beim sogenannten Dialogprozess der Deutschen Bischofskonferenz hatten wir eine kleine Arbeitsgruppe, in der es um Liturgie ging und es gab Fragen, die schwierig formuliert

waren. Und schon war ich ungeduldig und sagte: Jetzt fange ich mal an, wer macht das jetzt, wer schreibt jetzt mit und so weiter. Und da sagte einer zu Recht: Herr Kardinal, hören Sie doch erst einmal zu. Da habe ich ein bisschen geschluckt, aber ich dachte: Mensch, der Mann hat doch Recht. Das war einfach wieder die Ungeduld, zu sagen, einer muss das jetzt hier machen, sonst kommen wir nicht voran. Diese Geduld zu haben, auch auf den anderen zu hören und auch einmal auszuhalten, dass jetzt zehn Minuten jemand etwas sagt, was mir eigentlich überflüssig erscheint, weil es schon tausend Mal gesagt wurde: Ich gebe zu, dass mir das nicht so leicht fällt, und ich denke, das ist bei anderen auch so. Dialog in der Kirche ist eine hoch spirituelle Aufgabe, die wir noch nicht verwirklicht haben. Darüber müssen wir nachdenken.

Auch bei den Diskussionen in unserem diözesanen Zukunftsforum oder beim Reflektionsgespräch mit der diözesanen Delegation, die beim Dialogforum in Stuttgart dabei war, haben wir noch einmal lange darüber gesprochen: Wie sieht ihr das und welche Erfahrungen macht ihr? Da sagte eine der Teilnehmerinnen auch, dass sie den Eindruck hatte, einige sind hingefahren, um ihre Positionen durchzusetzen. Das ist natürlich noch kein Dialog. Dialog sollte ja bedeuten: Ich bin neugierig und will auch wirklich innerlich aufnehmen, was der andere denkt, und nicht eine Gruppe um mich versammeln, damit ich meine Positionen durchsetzen kann. Das gilt für alle Seiten, das ist jetzt nicht rechts-links oder konservativ-progressiv zu verteilen. Deswegen meine ich, wenn wir Einheit und Vielfalt in ein gelingendes Miteinander bringen wollen, ist die Kunst des Dialogs von außerordentlicher



Kardinal Friedrich Wetter und Prof. Dr. Johannes Gründel tauschten Gedanken und Erinnerungen aus.



Christian Weisner (li.) von der kritischen Plattform „Wir sind Kirche“ war ebenfalls wieder einmal in der Akademie zu Gast: hier im Gespräch mit

Pater Josef Schulte OFM, von der Gemeinschaft der Franziskaner St. Ludwig in Berlin-Wilmersdorf.

Bedeutung. Kardinal Lehmann hat einmal bei der Bischofskonferenz – ich kann mich erinnern, da war ich noch junger Weihbischof –, einen großen Vortrag über den Dialog gehalten. Das war natürlich eine sehr gute, ausgezeichnete theologische Abhandlung. Aber wir brauchen, glaube ich, eine Praxis des Dialogs, die aus einer theologischen Reflexion folgt.

2.5 Weg des Einzelnen und Gehorsam des Glaubens

Ein fünfter Punkt, der bei Julius Kardinal Döpfner auch wichtig ist und das Feld von Pluralität, Einheit und Vielfalt noch ein wenig ergänzt: der Einzelne und der Gehorsam im Glauben, das Gewissen. Sie alle kennen aus der Historie die Auseinandersetzung um „Humanae vitae“. Das war eine besondere Herausforderung, die Döpfner ganz gefordert hat, wo wirklich – wenn wir das mit den aktuellen Debatten vergleichen –, noch viel mehr auf dem Spiel stand, viel mehr diskutiert wurde, es auch eine schärfere Auseinandersetzung gab. In all dem hat er versucht, die Problematik mit einem Blick auch auf das Gewissen zu lösen. Was ist Gehorsam, und was ist die Entscheidung im Gewissen jedes einzelnen Christen? Auch diese Diskussion ist noch nicht zu Ende. Wir werden das in den nächsten Monaten und Jahren erleben, auch in der Diskussion etwa um die wiederverheirateten Geschiedenen und in vielen anderen Fragen. Die Frage des Gewissens wird dort zum Tragen kommen: Wie kann ich das Gewissen so deuten und verstehen, dass ich nicht in den Verdacht komme, damit zu sagen, dass es sowieso nur eine Meinung oder ähnliches ist?

Nein, Gewissen hat eine ganz andere Qualität. Ich glaube, dass sich in dieser Frage in einer modernen Gesellschaft sehr viel ereignen wird. Professor Gründel, der hier ist, könnte als Moraltheologe dazu einiges sagen. Ich sehe jedenfalls – schon in einem allgemeinen Blick, dass hier ein ganz wichtiger Punkt liegt, um Kirche für Menschen als Möglichkeitsraum ihres Lebens erfahrbar zu machen. Deswegen müssen wir auch stärker über Wissensbildung und Gewissen nachdenken, über die persönliche Entscheidung, die nicht einfach darin besteht zu sagen, was ich persönlich glaube und zu meinen, das bestimme ich selber. Das ist keine richtige Haltung. Aber umgekehrt kann es nicht so sein,

dass man meint, das Lehramt bestimmt und die Gläubigen gehorchen. Das entspricht auch nicht der historischen Wahrheit der Entwicklung des Glaubens, wo es immer Dialog, Diskussion, theologische Debatte gab, bis es erst dann zu einer Entscheidung kam und eine Glaubensüberzeugung wirklich rezipiert war.

2.6 Die arme und barmherzige Kirche

Und einen letzten Punkt möchte ich nennen, der mir auch in den Briefen Döpfners an die Priester aufgefallen ist. In einem dieser Briefe, ich glaube noch in den 1960er Jahren, schreibt er von der armen Kirche. Es ist ein Rückblick auf das Konzil und er sagt (sinngemäß zitiert): „Wir müssen das Thema Armut intensiver behandeln. Und ich weiß, liebe Mitbrüder, das betrifft mich auch selbst, das betrifft uns als Bischöfe.“

Ich habe das mit großem Interesse gelesen. Es geht nicht darum, dass die Kirche nichts hat – denn dann kann sie auch nichts geben –, aber so wie die nach außen sichtbare Gestalt der Kirche ist, das hat Döpfner umgetrieben, das hat ihn bewegt. Das Thema Armut war ja im Konzil ein Thema. Der Kardinal von Bologna hat es eingebracht, und es ist dann ja nur an einer Stelle in dem ganz berühmten Abschnitt von *Lumen gentium* 8 wieder aufgetaucht – in dem vieles andere steht, auch die großen dogmatischen Aussagen –, aber in dem es dann eben auch heißt: „wie aber Christus den Weg der Armut gegangen ist, so ist die Kirche gerufen, denselben Weg einzuschlagen“. Das ist (in eigenen Worten zitiert) die Stelle aus *Lumen gentium* 8, auf die sich auch Julius Kardinal Döpfner beruft. Auch auf diese Herausforderung habe ich jetzt keine endgültige Antwort, sondern ich spüre nur – und nicht nur wegen Papst Franziskus, sondern wir sprechen ja über Julius Döpfner, der das schon in den 1960er Jahren gesagt hat – eine Herausforderung.

Und auch die Rede von der barmherzigen Kirche: Was heißt das? Wir werden das im Blick auf dieses Pontifikat vielleicht noch intensiver diskutieren. Das schöne Buch von Walter Kardinal Kasper über Barmherzigkeit kann ich wirklich nur empfehlen. Aber was heißt das? Es bedeutet eben nicht eine Kirche, die nichts hat, und nicht eine anspruchslose Kirche, die allem zustimmt. Das ist eben nicht gemeint. Aber wie

können wir eine arme, barmherzige Kirche sein, die anspruchsvoll ist, aber deutlich macht, dass niemand, der sich Gott zuwendet, in welcher Lebenssituation er auch ist, aus der Liebe Gottes herausfällt? Und dass die Kirche nicht das Recht hat, jemandem zu sagen – ich sage es jetzt einmal ein wenig predigt-mäßig: „dich liebt Gott nicht mehr“. Was bedeutet es, dass das nicht möglich ist? Ich vermute, dass Julius Kardinal Döpfner dies auch so sagen und mittragen würde.

3. Grundsätzliche Perspektiven

Abschließend einige grundsätzliche Perspektiven: Ja, die Kirche sollte lernen. Und das erlebe ich eigentlich auch, wenn ich die Schriften und Briefe von Döpfner lese: Kirche sollte so leben und arbeiten, dass ihr bewusst ist, dass sie für die Menschen da ist. Das ist ja auch das, was Papst Franziskus und was alle Päpste im Grunde gesagt haben. Aber vielleicht ist das jetzt noch einmal besonders deutlich geworden durch bestimmte Zeichenhandlungen. Auch, dass die Sakramente für die Menschen da sind; sie sind keine Fleißkärtchen für gutes Christsein, keine Belohnungen, sondern, wie es in der Ökumene-Konstitution, im Dekret „Unitatis redintegratio“, des Konzils heißt: Sie haben – auch die Eucharistie etwa – einen medizinischen Charakter. Sie sind Nahrung für die Seele, damit wir Hoffnung behalten, damit wir lieben können. Das ist ein wichtiger Aspekt der Sakramente: eine positive Verstärkung.

3.1 Kirche und Sakramente „propter homines“

Ich habe in der Bischofskonferenz einmal gesagt, dass ich die Philosophie des Kirchenrechts nicht so verstehe, dass darin steht, wie wir möglichst vielen Menschen den Zugang zu den Sakramenten verwehren können. Das ist nicht die Philosophie des Kirchenrechts, sondern: Wie können wir möglichst vielen den Zugang ermöglichen? Das ist die Philosophie, und die muss auch deutlicher, stärker und klarer gesagt werden. Ich denke, Papst Franziskus tut das auf seine Weise und wir sollten uns alle darum bemühen, auch wenn es nicht schon Lösungen für alle möglichen Fragen gibt. Aber die Kirche und die Sakramente sind für die Menschen da! Das ist ja ein großes Motiv des jetzigen Papstes: Wenn die Kirche auf Selbsterhaltung ausgeht, auf Narzissmus, und sich selbst für toll hält und sich selbst feiert, dann ist sie nicht das, wozu sie eigentlich gesandt ist.

3.2 Sprache und Stil der Evangelisierung

Ein zweite grundsätzliche Perspektive, auch das von Julius Kardinal Döpfner inspiriert: die Sprache und der Stil der Evangelisierung. Sprache und Stil sind sehr wichtig: Wie wird gesprochen, wie wird gepredigt, wie wird verkündet? Ist das eine abgrenzende, behauptende Sprache, eine Sprache, die Diskussionen beendet oder die Einladungen ausspricht zu einem gemeinsamen Weg? Evangelisierung kann doch nicht bedeuten: Wir wissen es und wir müssen es den anderen geben, sondern wir laden ein zu einem gemeinsamen Weg. Ich möchte sehr empfehlen – wie ich es schon öfter getan habe –, das großartige Buch des Philosophen und Theologen Tomáš Halík „Geduld mit Gott“ zu lesen. Er hat verstanden, welche Sprache und welcher Stil notwendig sind in einer Welt, die nicht Behauptungen hören will, sondern die Einladungen zum Mitgehen braucht, ohne dass wir die Substanz unseres Glaubens aufgeben. Aber wir

bleiben doch alle Suchende. Wir sind doch nicht Wissende.

Manchmal stört mich das sehr, wenn so getan wird, als hätten wir einen Theaurus, und die anderen müssen das übernehmen, und wir tun alles, um sie dahin zu bringen. Das heißt, die Evangelisierung wird zum Kommunikationsproblem reduziert: Wir wissen es ja, aber wir wissen nicht, wie wir an die Leute herankommen, heißt es dann. Wie können wir die Jugend wieder in die Kirche kriegen? Aber dahinter steht doch nicht das Interesse zu erfahren, was jetzt gut für die Jugend ist und was sie bewegt, sondern das Interesse ist eigentlich, wie können wir so weitermachen wie bisher. Jedenfalls glaube ich, wir sollten unsere Sprache und den Stil der Evangelisierung anschauen.

4. Zum Schluss

Abschließend: Ich glaube, ich habe nur ein paar Punkte genannt, warum und worin Julius Kardinal Döpfner in den großen Linien, in der Art und Weise, wie er seine Zeit aufgegriffen hat, mir jedenfalls ein Vorbild geworden ist. Früher habe ich mich nicht so intensiv damit beschäftigt, jetzt schon. Ich behaupte nicht, dass ich schon in seinen Spuren ginge; das heißt, in seinen Spuren muss ich ja gehen, das ist klar, da kann ich nicht raus; wir kommen nicht aus den Schuhen unserer Vorgänger heraus, wir müssen den Weg weitergehen mit der Geschichte, zu der unsere Vorgänger gehören. Aber ich bin dankbar dafür, dass ein solcher Vorgänger, für mich jedenfalls, auch eine Quelle der Inspiration und der Ermutigung ist. □

Für die Drucklegung wurde der Vortrag leicht bearbeitet, wobei der Charakter der freien Rede beibehalten wurde.

Presse

Katholische Nachrichtenagentur

8. November 2013 – Gedenkveranstaltungen zum 100. Geburtstag des früheren Münchner Kardinals Julius Döpfner (1913 bis 1976) gab es dieses Jahr etliche. Eigentlich hätte alles gesagt sein müssen. Doch in der Katholischen Akademie in Bayern zeigte sich am Donnerstagabend in München, wie viel Zündstoff in der Lebensgeschichte des umtriebigen Kirchenmannes steckt. Kardinal Reinhard Marx, sein Nachfolger auf dem Bischofsstuhl des heiligen Korbinian, überraschte mit einer – fast könnte man sagen – Regierungserklärung zur Zukunft der Kirche, für die er viele Anleihen bei Döpfner nahm. Marx hat sich in den vergangenen Monaten intensiv mit Leben und Wirken Döpfners beschäftigt, und das nicht nur mit dessen Sonnenseiten. Wenn es etwa um den Dialog in der Kirche gehe, fehle vielen die Geduld aufeinander zu hören, sagte er und meinte selbstkritisch: „Auch mir fällt das nicht leicht.“ Marx steht im Ruf, gern schnelle Taten sehen zu wollen. Die lange Sitzerei in Gremien machte auch Döpfner einst zu schaffen. Er sprach ironisch von der „katholischen Krankheit“, die er manchmal nur „mit einem Kissen und einer Zigarre“ aushielt. *Barbara Just*

Energetische Sanierung und Denkmalschutz – wie geht das zusammen?

Der Denkmalschutz will Gebäude in ihrer historischen Substanz bewahren. Soll das Haus aber auf heutige Umweltstandards umgerüstet werden, sind oft bauliche Eingriffe nötig. Ist es möglich, diese beiden Ziele – historische Authentizität und den Umweltgedanken – miteinander zu verbinden? Ja, lautete die Antwort auf dem Symposium „Energetische Sanierung und Denkmalschutz – wie geht das

zusammen?“, das die Akademie, gefördert durch die Deutsche Bundesstiftung Umwelt (DBU), am 29. Oktober 2012 ausrichtete. Die nachfolgend dokumentierten Referate und Statements von ausgewiesenen Fachleuten zeigen Wege auf, wie dieser Spagat möglich ist. Als Beispiel ging man ausführlich auf die Tagungsgebäude der Katholischen Akademie ein.

Erhaltenswerte Bausubstanz und Energieeffizienz – eine Herausforderung für integrale Planung und intelligente Konzepte

Sabine Djahanschah

Unser Gebäudebestand bildet eine der entscheidenden volkswirtschaftlichen Ressourcen. Allein im Wohnungsbau ist fast 50% des gesamten Anlagekapitals der entwickelten Länder gebunden. Aber nicht nur ökonomisch ist der Gebäudebestand von hoher Relevanz, auch ökologisch ist das Bauwesen für zahlreiche Umweltfolgen verantwortlich. So verbraucht das Bauwesen ca. 50% aller auf der Welt verarbeiteten Rohstoffe und erzeugt ca. 55% des in Deutschland anfallenden Abfalls (184,9 Mio. t). Der Gebäudesektor beansprucht zusammen mit den Faktoren Materialherstellung, Bauprozesse und Transport nahezu 50% des Gesamtenergieverbrauchs. Darüber hinaus werden trotz stagnierender Bevölkerungszahlen in Deutschland täglich 129 Hektar Freiflächen versiegelt.

Auch kulturell gehört unser Gebäudebestand zu den wichtigsten Zeitzeugen unserer Geschichte. Anders als viele der in Museen ausgestellten Kulturgüter sind Gebäude alltäglich im Stadtraum erlebbar und prägen so das Bewusstsein der Bevölkerung auf unmittelbare Weise. Sie machen die hohe Qualität der europäischen Stadträume aus und sind Anziehungspunkte für Touristen, die den Reichtum europäischer Kultur bewundern.

So wird deutlich, dass der Erhalt und die Weiterentwicklung unseres Gebäudebestandes eine zentrale gesellschaftliche Aufgabe darstellt. Ein steigendes Bewusstsein für die Endlichkeit unserer Ressourcen und die sich konkretisierenden Folgen des Klimawandels sind hierbei der entscheidende Motor für nachhaltige Sanierungskonzepte. Die großen



Dipl.-Ing. Sabine Djahanschah, Leitung Architektur und Bauwesen der Deutschen Bundesstiftung Umwelt (DBU), Osnabrück

Gebäudebestände der Nachkriegsjahre kommen nun in die Phase der ersten großen Sanierungswelle. Allein die rund 20.000 öffentlich betriebenen Schulbauten weisen laut Angaben des deutschen Städte- und Gemeindebundes einen Sanierungsbedarf von rund 30 Milliarden Euro auf. Sowohl zur Sicherung der Ressource „Gebäudebestand“ als auch zur drastischen Reduktion des CO₂-Ausstoßes und des Energieverbrauchs

bedarf es dringend neuer Sanierungsstrategien. Die Aktualität des Themas wird zusätzlich durch die geplanten Maßnahmen zur Energiewende unterstrichen, in deren Kontext die Sanierung des Gebäudebestandes einen zentralen Baustein zum Erreichen einer höheren Energieeffizienz darstellt.

Deutsche Bundesstiftung Umwelt und das Referat „Architektur und Bauwesen“

Die Deutsche Bundesstiftung Umwelt fördert als größte europäische Stiftung seit 20 Jahren umweltrelevante Innovationen unter besonderer Berücksichtigung des Klein- und Mittelstandes. Aufgrund seiner hohen Umweltrelevanz sowie seiner überwiegend klein- und mittelständischen Struktur ist dabei das Bauwesen von zentraler Bedeutung. Bei der Gründung der Stiftung standen eher energietechnische Themen im Bauwesen im Vordergrund. Die vernetzte Betrachtung ökologischer, ökonomischer und sozio-kultureller Aspekte wird jedoch gerade im Bauwesen konkret greifbar. Daher wurde vor 15 Jahren das Referat „Architektur und Bauwesen“ aufgebaut, um insbesondere die integrale und interdisziplinäre Betrachtung und Vernetzung von Anforderungen zu optimalen Lösungen zu befördern. Dies geschieht sowohl in interdisziplinären, ganzheitlichen Planungskonzepten und -prozessen, in der Entwicklung Ressourcen schonender Bauteile, -produkte und -methoden sowie in der Umsetzung, Evaluation und Dokumentation nachhaltiger Modellvorhaben.

Schwerpunkte

Derzeit wird dabei die modellhafte Weiterentwicklung von Bestandsbauten gleich in zwei Schwerpunkten vorangetrieben. Seit fünf Jahren wird die zukunftsfähige Weiterentwicklung von Bildungsbauten in rund 25 Konzepten beispielhaft entwickelt, aus denen bereits zehn realisierte Modellprojekte hervorgegangen sind. Diese Projekte zeichnen sich durch ihre komplexe und öffentlichkeitswirksame Nutzung sowie ihre modellhaften Sanierungskonzepte aus, deren Evaluation mit dem Bildungsauftrag verknüpft wird. Überwiegend handelt es sich bei diesen Projekten um Schulbauten der Nachkriegsjahre mit den typischen Baumängeln und hohem Energieverbrauch. Daher zeigen die entwickelten Konzepte Lösungen für einen zukunftsfähigen Schulbau auf, sind aber darüber hinaus auch wegweisend für den Umgang mit dem Gebäudebestand der Nachkriegsjahre generell. Informationen zu diesem Schwerpunkt können im Internet unter www.dbu.de/bildungsbauten abgerufen werden.

In einem zweiten Schwerpunkt zum Thema „Zukunftsweisende Sanierung denkmalgeschützter Altbausubstanz“ werden die seit zehn Jahren bestehenden Aktivitäten in dieser Thematik in Kooperation mit dem Referat „Umwelt und Kulturgüter“ verstärkt.

Bisherige Aktivitäten im Bereich „denkmalgeschützter Altbausubstanz“

In den letzten zehn Jahren wurden allein im Fachreferat „Architektur und Bauwesen“ 31 Projekte mit Gesamtkosten von 6.725.340 € und einer Förder-summe von 3.075.184 € gefördert. Dabei entsprach das Themenspektrum der Komplexität des Denkmalthemas. Beispielsweise wurde sowohl der modellhafte Einsatz des Baustoffs Lehm als Wärmedämmmaterial von Fachwerkbauten als auch die modellhafte energetische Sanierung des denkmalgeschützten 50er-Jahre-Baus des Rathauses in Aschaffenburg gefördert.

Darüber hinaus wurden im Rahmen des Förderprojektes mit dem Titel „Folgeschäden nach Sanierungsmaßnahmen an ausgewählten Bauten“ diese analysiert und für Dritte anschaulich dargestellt. Von 2002 bis 2007 wurde ein Förderschwerpunkt zur Weiterentwicklung temporär genutzter Gebäude initiiert. Die wesentlichen Ergebnisse sind in der Publikation „Temporär genutzte Gebäude“ des ESV-Verlages dargestellt.

Im Themenschwerpunkt der temporär genutzten Gebäude wurde deutlich, dass veränderte Nutzungsansprüche und erweiterte Nutzungsanforderungen große Belastungen für historische Bauwerke darstellen können. Im Rahmen integraler Planungsphasen wurden Konzepte zur zukunftsfähigen und nachhaltigen Nutzung von Baudenkmalen entwickelt, die verschiedene bauliche und haustechnische Maßnahmen in optimaler Ergänzung verknüpfen.

Bemerkenswert ist, dass historische Bauten schon immer Umnutzungsprozesse erfahren haben. Steigende Energiepreise und bautechnische Mängel stellen allerdings den Bauherrn aktuell vor große Herausforderungen bei der Unterhaltung von historischer Bausubstanz. Diese Problematik wird durch steigende bauklimatische und funktionale Anforderungen bei der Nutzung verschärft, da nur in den wenigsten Fällen die Erhaltung als rein ästhetisches Kunstwerk Sanierungsanlass ist.

Beispiel „Haus Lange Gasse“ in Quedlinburg

Ein typisches Beispiel ist das Haus Lange Gasse 7 in Quedlinburg. Als ökologisches Modellprojekt wurde innerhalb einer integralen Planungsphase mit großer Sorgfalt die Analyse des Bestandes vorgenommen. Das sehr stark geschädigte Fachwerkhäuschen mit typischer Barockfassade wurde um 1780 errichtet, mit früheren Bauphasen bei Teilen des Kellergewölbes. Die siebenachsige, zweigeschossige Fachwerkfassade steht auf einem massiven Sockelgeschoss und hat ein flach gewalmtes Dach. Basierend auf dem genauen Bestandsbefund inklusive der vorhandenen Schädigungen wurde ein Sanierungskonzept entwickelt und umgesetzt. Aufgrund der offenen Fragestellungen bezüglich des bauphysikalischen Verhaltens und der Schadensfreiheit bei Innendämmmaßnahmen im Fachwerkbau wurde dieser Thematik im Haus Lange Gasse besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Als Ergebnis der Planungsphase sollten die vier verwendeten Innendämmungen diffusionsoffen sein, um die Austrocknung des Fachwerks nach innen zu ermöglichen. Da Feuchtigkeit immer durch Bewitterung, Tauwasser, Baufeuchte, Erdfeuchte oder schadhafte Installationen in die alte Fachwerkkonstruktion gelangen kann, muss das Bauteil wieder trocken können. Daher sollten keine Baustoffe ohne Kapillarkapillareffekt, keine „stehenden Luftschichten“, keine dichten Putze und Anstriche sowie keine Dampfsperren in Fachwerkkonstruktionen eingebaut werden. Realisiert wurden Holzleichtecklehmsteine, Calsitherm-Klimaplatzen, Haake-Cello-Wärmedämmlehm (Kork) sowie Unger-Diffutherm-Holzweichfaserplatten. Die Ergebnisse der messtechnischen Begleitung belegen die Funktionstüchtigkeit und Schadensfreiheit der verschiedenen Konstruktionen. Durch die Realisierung im Modellvorhaben konnten auch die Kosten sowie relevante Hinweise für die handwerkliche Umsetzung festgehalten werden. Die umfangreiche Dokumentation und Aufbereitung der praxisnahen Ergebnisse machen die Erkenntnisse für Bauherrn und (Fach-)planer zugänglich und für Folgevorhaben verwertbar.



Das Relief „Vom Chaos zur Ordnung“ gilt als weithin sichtbares Wahrzeichen der denkmalgeschützten Akademie.

Hintergrund für einen neuen Schwerpunkt zum Thema „Denkmal und Energie“

Obwohl nur drei Prozent aller bewohnten Gebäude in Deutschland Denkmale sind, hat die Entwicklung von baukulturell verträglichen, energieeffizienten Sanierungslösungen Beispielcharakter für eine deutlich breitere Anzahl der Immobilienbestände. Dies gilt sowohl für die Übertragung der methodischen und technologischen Ansätze aus Modellvorhaben als auch für den Erhalt des baukulturellen Erbes. Denn Denkmale brauchen den baukulturell stimmigen Kontext, um nicht als rein museale Reste abgekoppelt oder gar widersprüchlich zum sonstigen städtebaulichen Umfeld zu wirken. Darüber hinaus sichert die hohe Öffentlichkeitswirksamkeit von Denkmalen eine entsprechende Aufmerksamkeit und damit den gewünschten Multiplikatoreffekt für innovative Sanierungslösungen.

Weiterhin haben die jüngsten fachlichen und politischen Veranstaltungen, wie die Appelle an die Kultusministerkonferenz der Länder „Klimaschutz muss das kulturelle Erbe achten und bewahren“, welche im Anspruch deutlich über den reinen Denkmalschutz hinausgehen, sowie des Bündnisses für Denkmalschutz „Baudenkmale fördern und klimafit machen“ zu einer Sensibilisierung für die Belange des Denkmalschutzes im Kontext des Klimaschutzes beigetragen.

Auf der Tagung der Deutschen Bundesstiftung Umwelt „Energetische Sanierung denkmalgeschützter Altbausubstanz“ und dem Parlamentarischen Frühstück der Deutschen Stiftung Denkmalschutz „Klimaschutz gegen Denkmalschutz?“ konnte ebenfalls eine vertiefte Diskussion der Thematik und ein Auftakt zur Vernetzung der verschiedenen Akteure stattfinden.

In den Fachdiskussionen wurde deutlich, dass derzeit eine Plattform fehlt, die den Austausch und die fachliche Vernetzung der verschiedenen, zur Weiterentwicklung des denkmalgeschützten Altbaubestandes erforderlichen Disziplinen ermöglicht und befördert. Austausch und Verständnis für die Position des jeweils anderen Fachgebietes sind nötig, um gemeinsam zu adäquaten Lösungen zu kommen. Hierzu sind auch neue Perspektiven im Bereich des Denkmalschutzes erforderlich, der gerade durch die sensible Integration baukulturell-ästhetischer sowie klimatechnischer Fragestellungen nur gewinnen kann.

Ein Schwerpunkt in Kooperation zweier Referate

In Modellvorhaben wurden bereits gute Ansätze entwickelt und erprobt, deren Ergebnisse noch stärker in die fachliche Aus- und Weiterbildung sowie in die öffentliche Diskussion einfließen müssen. Die Thematik der Vernetzung und Verbreitung bereits vorhandenen Wissens, dessen Integration in Aus- und Weiterbildung und die Initiierung einer Plattform zum Austausch und zur Vernetzung der verschiedenen Partner und Kompetenzen ist daher ein Mehrwert des neuen Förderschwerpunktes der DBU, der im Projektbereich des Referates „Umwelt und Kulturgüter“ betreut wird. Dieses Referat wird von Lutz Töpfer geleitet, der bereits in zahlreichen Projekten mit dem inhaltlichen Schwerpunkt der anthropogen verursachten Umweltschäden an national wertvollen Kulturgütern mit den Akteuren und den materialwissenschaftlichen Fragestellungen der Denkmalpflege bestens vertraut ist.

In den Diskussionen ergab sich darüber hinaus ein klares Plädoyer, die Förderung ausgesuchter Modellvorhaben weiterhin ins Zentrum der Förder-

tätigkeit des Referates „Architektur und Bauwesen“ zu stellen. Denn nur durch Modellvorhaben können offene Fragestellungen planerisch optimiert und praxisnah evaluiert sowie dokumentiert und verbreitet werden. Dieses Referat wird seit 15 Jahren von mir geleitet und betreut derzeit rund 80 laufende Fördervorhaben.

Bauwerke mit ihren spezifischen Nutzungen erfordern im städtebaulichen und historischen Kontext individuelle Lösungen. Daher liegt der Schwerpunkt der Förderung in der Entwicklung einer optimierten Planungsmethodik. In integralen Planungsprozessen werden in einem interdisziplinär besetzten Team aus Architekten und Fachplanern im Sinne einer nachhaltigen Optimierung beispielhafte Lösungen entwickelt. Die drei Kriterien Innovationshöhe, Umweltrelevanz und Modellhaftigkeit bilden dabei die Grundlagen für die Beurteilung der Förderfähigkeit der Projektidee.

Der so mit den zwei Themenbereichen „Integrale Planung, Evaluation und Dokumentation von Modellprojekten“ sowie „Kommunikation und Vernetzung von Wissen und Integration in Aus- und Weiterbildung“ definierte Schwerpunkt wurde im Juni 2011 durch das Kuratorium der Deutschen Bundesstiftung Umwelt bestätigt. Über drei Jahre sollen hierzu jährlich ca. eine Million € Fördermittel zur Verfügung gestellt werden.

Integrale Planung – Analyse des Bestandes

Grundlage dieser methodischen Weiterentwicklung von Baudenkmalen ist immer eine besonders sorgfältige Bestandsaufnahme. Ohne diese sorgfältige Analyse des historischen Bestandes, eventueller Schäden und deren Ursachenanalyse sowie der genauen Erstellung von Planungsunterlagen fehlt die

Beurteilungsgrundlage für darauf aufbauende Sanierungskonzepte. Allzu oft werden ansonsten erst in der Bauphase die Bauschäden offensichtlich und führen zu Verzögerungen, Umplanungen und Mehrkosten im Bau oder auch zu Folgeschäden nach Sanierungsmaßnahmen, die ursprüngliche Schäden sogar massiv übertreffen können. Die relevanten Inhalte einer umfassenden Gebäudediagnose erstrecken sich von der Analyse der baulichen Genese und der schützenswerten Substanz, der maßgenauen Erfassung und Erstellung von Bestandsplänen und Raumbüchern über eine Erhebung von Schäden und Mängeln, z. B. im Bereich der Gestaltung, Konstruktion, Haustechnik, Bauphysik, Innenraumklima, Belichtung, Brandschutz und Nutzung. Eine Nutzerbefragung gibt zusätzlichen Aufschluss über Nutzungsmängel und Bedürfnisse. Die Auswertung der bisherigen Betriebskosten sowohl im Bereich der Energiekosten als auch der Wartung, Reparatur, Instandhaltung, Reinigung und Finanzierung stellt hierbei eine aufschlussreiche und bisher selten genutzte Informationsquelle dar, um das Gebäude in seinem bisherigen Lebenszyklus zu erfassen. Erst diese genaue Kenntnis eines Gebäudes ermöglicht das fundierte Entwickeln eines optimierten Sanierungskonzeptes.

Integrale Planung – Definition der Ziele und Anforderungen

Ebenso wie bei Neubauvorhaben sollte zusammen mit dem Bauherrn dann ein Zielkatalog entwickelt werden, in dem zukünftige Nutzungsszenarien, Anforderungen und Standards hinsichtlich Flexibilität, Innenraumklima, angestrebter Energieverbrauch, angestrebte Betriebskosten, ökologische und gesundheitsfreundliche Baustoffwahl, Reparatur, Wartung, Reinigung, Instandhaltung u. a. m. definiert werden.

Basierend auf der Bestandsanalyse und diesem Zielkatalog können dann Sanierungskonzepte entwickelt werden.

Je komplexer die Sanierungsaufgabe, desto umfassender muss auch das im Planungsteam vertretene Fachwissen sein. In der Regel ist hierzu bereits im frühen Planungsstadium die integrale Zusammenarbeit verschiedener Fachleute erforderlich. Denn auch in der Gebäudesanierung werden die entscheidenden Weichen bereits im frühen Planungsstadium gestellt.

Integrale Planung – Prozessqualität

In integralen Planungsprozessen werden systematisch die verschiedenen Anforderungen an ein zukunftsfähiges Gebäude erfasst und abgewogen. Da die relevanten Stellschrauben zum Erreichen einer hohen Gebäudequalität in frühen Planungsphasen gestellt werden, rentiert sich hier die „Investition in Köpfe“ ganz besonders.

Die Konkretisierung und Verfeinerung der formulierten Anforderungen im Bereich Denkmalpflege, Städtebau, Architektur, Konstruktion und Material, Haustechnik, Bauphysik, Brandschutz, Ökologie und Ökonomie werden zu einem optimierten Ergebnis geführt, das sich über den Lebenszyklus auch ökonomisch rechnet.

Dabei sind sowohl die haustechnischen Konzepte als auch ein Maximum an Effizienz der Gebäudehülle im winterlichen und sommerlichen Betrieb nachzuweisen. Auch hier sollten verschiedene Konzepte sowohl zur Wärme- und Kälteübertragung als auch zur Beleuchtung und Belüftung sowie Wärme- und Kälteversorgung mit verschiedenen regenerativen Optionen untersucht werden.

Im Zuge einer Lebenszyklusanalyse werden nicht nur die Investitions- und

Betriebskosten verschiedener haustechnischer Konzepte untersucht, sondern ebenso die ökologische Qualität von Baustoffen und Konstruktionen, ihre Wartungseigenschaften, Langlebigkeit, Instandhaltung, Reparaturfreundlichkeit, Recycling und Reinigungsfreundlichkeit betrachtet, verglichen und bewertet. Hierbei ist die (Langfrist-)Ökonomie nicht nur ein zentrales Entscheidungskriterium in den jeweiligen Modellvorhaben, sondern ebenso entscheidend für die Übertragbarkeit der gefundenen Lösungen auf Dritte.

Qualitätssicherung, Monitoring und Verbreitung

Um diese über Variantenbetrachtungen optimierten Konzepte auch in der Phase der Umsetzung zu realisieren, sind Qualitätssicherungsmaßnahmen sowohl in Ausschreibung und Vergabe als auch im Bauprozess nötig.

Weiterhin ist eine i. d. R. zweijährige Evaluation sinnvoll, um die Anlagentechnik und Steuerung zu optimieren, Nutzerwünsche einfließen zu lassen und die anvisierten Energiekennwerte sowie den entsprechenden Raumkomfort gesichert zu erreichen und zu dokumentieren.

Förderung

Mehraufwendungen im Planungsprozess sowie deren Qualitätssicherung, Evaluation und Dokumentation können durch die Deutsche Bundesstiftung Umwelt anteilig gefördert werden. Sie führen nicht zwangsläufig zu höheren Mehrkosten im Bau, sondern im Gegenteil zu mehr Qualität für das gleiche Geld. Durch die Dokumentation und Verbreitung dieses gesamten Prozesses können Bauherren, Planer und Nutzer zur Nachahmung inspiriert werden.

Um das vorhandene Wissen in Fachkreisen zu verdichten und zu vernetzen sowie es für Bauherren und (Fach-)planer nutzbar zu machen, sind Projekte zur Aufbereitung, Vernetzung und Verbreitung von vorhandenem Wissen sowie deren Integration in Aus- und Weiterbildung ebenso anteilig förderfähig.

Nachhaltige Baukultur ins Rollen bringen

Zur kreativen Entwicklung zukunftsfähiger Lösungen haben sich in den Modellprojekten der Deutschen Bundesstiftung Umwelt integrale Planungsprozesse in Teams von unterschiedlichen Experten als entscheidender Schlüssel zum Erfolg herausgestellt. So arbeitet die Deutsche Bundesstiftung Umwelt an der methodischen Weiterentwicklung einer Planungskultur, die der Herausforderung des Nachhaltigkeitsgedankens Rechnung trägt und sich an vorbildlichen Beispielen zukunftsfähiger denkmalgeschützter Altbausubstanz messen lässt.

Als neutrale Plattform zum fachlichen Austausch und zur Fokussierung offener Forschungsthemen kann durch den neuen Förderschwerpunkt eine Schlüsselfunktion übernommen werden. Durch die verstärkten Ansätze der Multiplikation und Dokumentation können die vielen positiven Beispiele und abgesicherten Forschungsergebnisse verstärkt in die bauliche Praxis überführt und interdisziplinäre Diskussionen unterstützt werden.

Daher bleibt zu wünschen, dass viele kluge Köpfe diese Optionen als Chance erkennen und nutzen, um gemeinsam mit Engagement und Freude unsere Zukunft zu gestalten. Wir freuen uns, wenn wir mit diesen Vordenkern in konkreten Projekten helfen können, den Stein für eine nachhaltige Baukultur ins Rollen zu bringen. □

Energieeffizienz und Nachhaltigkeit im Baubereich – sind wir auf dem richtigen Weg?

Gerhard Hausladen

I.

Im Mittelpunkt der Planung von Gebäuden steht immer der Mensch als Nutzer. Betrachtet man die Bauweisen der früheren Zeit, dienen Gebäude vor allem dem Schutz vor dem Außenklima. Bauweisen und Materialien richteten sich überwiegend nach den örtlichen Gegebenheiten. Im Laufe der Entwicklungen ist überwiegend der Nutzerkomfort in den Vordergrund von Planungen getreten. Diese Tatsache sowie die scheinbar unendlichen Möglichkeiten und Verfügbarkeit fossiler Energien weltweit, hervorgerufen u. a. durch die Errungenschaften der Industrialisierung, führten zu immer komplexeren Gebäudeformen. Die Einflüsse von unterschiedlichen Klimata und angepasste Bauweisen rücken durch ein scheinbares „anything goes“ in den Hintergrund. Zur Bereitstellung eines behaglichen Raumklimas für die Nutzer ist in den meisten Fällen ein erhöhter Einsatz haustechnischer Anlagen notwendig geworden.

Die Diskussionen um notwendige Energieeinsparungen durch schwindende Energieressourcen sowie die unumgängliche Verminderung des CO₂-Ausstoßes, verbunden mit der Umstellung der Versorgung auf regenerative Energiequellen haben zu neuen Entscheidungskriterien und Prioritäten im Gebäudesektor geführt. Entwicklungen im Bereich der Materialforschung sowie der effiziente Einsatz von haustechnischen Systemen ermöglichen die Einsparung von Energie und garantieren einen hohen Nutzerkomfort. Errungenschaften der Forschung in den letzten Jahren finden sich in der Planung und baulichen Umsetzung von Neubauten wieder, erfordern jedoch gleichzeitig durch die gestiegene Komplexität der Anforderungen einen erhöhten Bedarf an Abstimmung bereits in den ersten Phasen des Entwurfprozesses.

Die Erfahrungen der Praxis zeigen, dass nur durch das Zusammenwirken aller an der Planung beteiligter Disziplinen und des Bauherren von Beginn an ein integrierter, ganzheitlicher Lösungsansatz hervorgebracht werden kann. Der aktuelle Planungsalltag zeigt, dass dieser integrierte Planungsaspekt und der daraus resultierende Benefit in die Praxis vieler Architektur- und Ingenieurbüros bereits Einzug gehalten hat. Die mittlerweile große Anzahl intelligent geplanter Beispiele auch über die europäischen Grenzen hinaus veranschaulicht dieses sehr deutlich. Beschränkten sich die Bemühungen vor einigen Jahren noch auf die reine Einsparung von Energie mit Hilfe von hochgedämmten Gebäudehüllen und dem Einsatz von Lüftungsanlagen mit Wärmerückgewinnung, bewegen sich die Fragestellungen heute über die Systemgrenze des Einzelgebäudes hinaus. Ganzheitliche Planung verfolgt aktuell viel mehr das Ziel, ein abgestimmtes Zusammenspiel von einzelnen Gebäuden bis hin zu Quartiersbetrachtungen mit einer angemessenen Anlagentechnik und vorhandenen oder sinnfälligen Energieversorgungssystemen zu erreichen. Das Betrachten dieser drei Komponenten und deren Abhängigkeiten zueinander ist nicht



Prof. Dr.-Ing. Gerhard Hausladen, Professor für Bauklimatik und Haustechnik an der TU München

zuletzt wichtig, um angemessene Lösungen für den Gebäudebestand zu erreichen.

II.

Antworten auf Fragestellungen mit resultierenden Lösungen, die für Neubauten selbstverständlich geworden sind, können im Sanierungsfall häufig nicht angewendet werden. Der gebaute Kontext ebenso wie bestehende Grundrisstrukturen und vor allem der Umgang mit einem zu erhaltenden Baukulturerbe erlauben in vielen Fällen keine Lösung, die nur eine einseitige Betrachtung des Gebäudes ansetzt. Maßnahmen aktueller Haustechnik in die bestehenden Strukturen zu implementieren, ohne den Charakter der Gebäude zu verändern, sind häufig sehr aufwändig und sogar unmöglich. Ein angemessener Umgang mit dem Gebäudebestand wird Architekten wie Ingenieure in den kommenden Jahren vor vielfältige Herausforderungen stellen, die ohne einen integrierten ganzheitlichen Entwurfs- und Planungsprozess nur schwierig zu lösen sein werden.

Wendet man die Betrachtungsweise weg von der Gebäudehülle als einzige Stellschraube der Reduktion hin zur Untersuchung möglicher Energiequellen und deren Umwandlung in Kombination mit haustechnischen Komponenten, ergeben sich häufig Lösungen, die in der Gesamtbewertung effizienter und nachhaltiger sind als eine einseitige Optimierung der Bausubstanz. Eine optimale Ausnutzung von Systemtemperaturen als Ausdruck der Wertigkeit von Energie spielt in der ganzheitlichen Betrachtung eine entscheidende Rolle.

Der sinnvolle Umgang mit Energie bei gleichzeitigem Nutzerkomfort und mögliche Synergien mit der städtischen Umgebung werden in Zukunft das Ziel aller Aufgabenstellungen im Gebäudebestand darstellen. Hierzu ein Beispiel aus der jüngsten Praxis zur Veranschaulichung:

Die Aufgabenstellung war ebenso klar wie auch schwierig. Ein Verwaltungsgebäude mit gestaltprägender Fassade in der Münchner Innenstadt stand auf Grund eines Nutzerwechsels vor der vollständigen Sanierung. Eine Verbesserung der Gebäudehülle zur Optimierung des Heizwärmebedarfs war bereits zu Beginn der Planung ausgeschlossen. Ebenso gestaltete sich der Einbau einer Zu- und Abluftanlage mit Wärmerückgewinnung hinsichtlich einer möglichen Technikintegration sehr schwierig. An dieser Stelle sind Betrachtungen der Sinnfälligkeit von Maßnahmen überwiegend die Optimierung des Heizwärmebedarfs von Verwaltungsgebäuden betreffend sicherlich angebracht. Im Allgemeinen finden sich bei der Nutzung eines Gebäudes zu Verwaltungszwecken hohe interne Gewinne wieder. Die hohe Personen-Belegungsdichte, gekoppelt anteilig an die Anzahl von Computern und anderen technischen Geräten sowie die Beleuchtung, stellen so hohe interne Wärmequellen dar, dass die Problematik der sommerlichen Überhitzung eher einen Handlungsbedarf hervorruft als das Verhalten dieser Gebäude in den Wintermonaten.

In diesem Fall handelte es sich um eine im Münchner Stadtbild häufig auftretende Lochfassade mit einem moderaten Fensterflächenanteil. Dieser reduziert im Winter zwar das Potential zur Nutzung passiver Energiegewinne, verhindert jedoch die bereits erwähnte, im Verwaltungsbau kritisch zu betrachtende Überhitzungsgefahr der Sommermonate. Generell ist die aktive Reaktion mit technischen Anlagen auf den Kühlfall, im Zusammenspiel mit auftretendem Kondensat für den Energiebedarf von Verwaltungsgebäuden weit kritischer zu betrachten als der Heizfall im Winter.

Im beschriebenen Projekt wurde, ausgehend von der vorhandenen Fernwärme und der Beschaffenheit der Innenwände und Böden, entschieden, die Außenwände von innen zu dämmen

Der sinnvolle Umgang mit Energie bei gleichzeitigem Nutzerkomfort und mögliche Synergien mit der städtischen Umgebung werden in Zukunft das Ziel aller Aufgabenstellungen im Gebäudebestand.

und gleichzeitig als Flächenheizung zu nutzen. In Kombination mit der Optimierung der Fenster und einer natürlichen Lüftung kann so ein Raumklima geschaffen werden, ohne die Architektur des Gebäudes zu beeinträchtigen. Zur optimalen energetischen Ausnutzung der bestehenden Fernwärme, deren Vorlauf mit einem Temperaturniveau von über 90°C für die geplante Flächenheizung zur Deckung der Heizlast nicht notwendig ist, wird das Gebäude an den Rücklauf der Fernwärme angeschlossen. Mit dieser Entscheidung ist maßgeblich gelungen, die primärenergetisch ohnehin positiv zu bewertende Fernwärme, die als Abfallprodukt der Stromerzeugung entsteht, weiterhin zu optimieren. Durch die Absenkung der Rücklauftemperatur im Fernwärmenetz entsteht als Synergieeffekt gleichzeitig eine Steigerung der Effizienz des Kraftwerkes. Damit ist nicht nur das Gebäude hinsichtlich der Bauklimatik optimiert worden, auch primärenergetisch betrachtet hat es die Transformatoren in die heutige Zeit geschafft, ohne

Sparen oder gewinnen? – Haben wir die richtige Effizienzstrategie?

Günter Pfeifer

Entweder sparen oder gewinnen, diese Art koordinierender Konjunktion klingt merkwürdig, denn eigentlich müsste es doch lauten: entweder sparen oder ausgeben. Normalerweise würden wir sogar sagen: sparen und gewinnen. So jedenfalls lauten die üblichen Sparkassen-Werbegespräche. Ein alter Freund mit Schweizer Staatsangehörigkeit sagte mir, er hätte gelernt, in Zeiten wirtschaftlicher Zwänge nicht zu sparen, sondern die Einnahmen zu erhöhen. Der psychologische Hintergrund des Sparens ist Vorsicht, und wenn man genauer hinsieht, kann man das auch als Angst bezeichnen. Sicher ist, dass die Kontravalenz des „Entweder-Oder“ die Wahlmöglichkeiten einschränkt. Mit dem Lehrsatz „Handle stets so, dass die Anzahl der Wahlmöglichkeiten größer wird“ kommt man jedenfalls weiter.

Energiesparen: Energiegewinne ausgeschlossen

Am allerwenigsten versteht man das „Energie-Sparen“. In der Energieeinsparverordnung (EnEV), die seit einigen Jahren für Neubauten und für Altbauten gesetzlich vorgeschrieben ist, ist das „Energie-Gewinnen“ praktisch ausgeschlossen. Denn diese Art von Energiesparen beruht auf einer eigenartigen, ja widersinnigen Struktur: Das Gewinnen von solaren Energiegewinnen ist dem eigentlichen Sinn nach ausgeschlossen. Das Vermeiden von Energieverlusten und somit das Sparen ist das Wesentliche unserer Energieeinsparverordnung.

Die strukturelle Grundlage der Verordnung, die für eine energieeffiziente Architektur dient, ist das Sparen. Mit diesem Sparen ist die Verringerung des Energieverbrauchs, vornehmlich der fossilen Brennstoffe, gemeint. Die Grundlage der Verordnung heißt also: Energieverluste minimieren. Deshalb werden die Gebäude möglichst hoch gedämmt und möglichst so abgedichtet, dass Transmissions- und Lüftungsverluste durch konstruktiv bedingte Fugen oder Anschlüsse gering gehalten werden.

Das ist die Sparseite der Medaille, die Gewinnseite der Medaille sind die solaren Energien, die bedingt durch den „kosmischen Herd“ – so Peter Sloterdijk – im Überfluss vorhanden sind und bei der EnEV draußen gelassen werden.

Anders gesagt: Jede gedämmte Wand und jedes gedämmte Dach verhindert das Eindringen oder Gewinnen von solaren Energien. Nun könnte jeder einigermaßen erfindungsreiche Architekt und Konstrukteur auf die Idee kommen, Wand- und Dachkonstruktionen so zu konzipieren, dass man solare Einträge verwerten kann.

Vergebens: Solare Energiegewinne über Dach und Wand sind nach der DIN 4108 und den DIN-Normenreihen 18599 ausgeschlossen, und da diese Normen der EnEV zugrunde liegen, ist eben gerade das „Gewinnen“ nicht im Kalkül.

Das muss man erklären. In der DIN 4108 sind die wärmeübertragenden Hüllflächen zu ermitteln und mit ihren Konstruktionsaufbauten nach der Bauteilmethode die Wärmedurchgangskoeffizienten rechnerisch nachzuweisen. Für die Berechnung der solaren Gewinne werden die Fensterflächen nach ihren



Prof. Dr. Günter Pfeifer, Professor für Entwerfen und Wohnungsbau an der TU Darmstadt

Himmelrichtungen mit den jeweiligen Beiwerten multipliziert. Ganzglasfassaden werden nur zu 2/3 in die Berechnung einbezogen.

Solare Gewinne, die über eine spezielle Konstruktion der Wand oder des Daches möglich wären, sind im Berechnungsverfahren nicht vorgesehen. Darüber hinaus: Das Berechnungsverfahren ist ein statisches und normiertes Verfahren, das keine Unterschiede zwischen Nord- und Süddeutschland macht oder auf eine spezifische Lage oder Situation des Gebäudes eingeht. Das Nutzerverhalten wird ebenfalls nicht bewertet.

Gleich bzw. ähnlich wird in der Normensammlung der DIN 18599 verfahren. Die DIN 18599 befasst sich mit der Berechnung des Nutz-, End- und Primärenergiebedarfs für Heizung, Kühlung, Lüftung, Trinkwarmwasser und Beleuchtung (Energiebilanz) von Gebäuden. Sie stammt aus dem Jahre 2005 und wurde auch schon überarbeitet. In der letzten Fassung ist noch folgender Satz zu finden: „Klimasysteme mit einer Außenluftansaugung aus der Doppelfassade oder einem Wintergarten (Atrien) sind mit dem Verfahren nach DIN V 18599-2, DIN V 18599-3 und DIN V 18599-7 derzeit nicht berechenbar.“

Erklärbar wird dies auch mit den Grafiken, die dieser Norm zugrunde liegen. Die systematisch dargestellte Haushülle ist von einer dicken Packung umgeben, die unschwer als Dämmungshülle auszumachen ist.

Grundsätzlich kann man also zusammenfassen: Beide Normen bedienen sich statischer Werte. Statische Werte bieten, verglichen mit den tatsächlich vorhandenen dynamischen Werten, die je nach Nutzung und Standort unterschiedlich sind, keine Differenzierung. Betrachtet man, dass das System strukturell von innen her, also auf dem Vermeiden von Energieverlusten aufgebaut ist, wird das Undifferenzierte verständlich.

Zwar wird das Nutzerverhalten als ideal vorausgesetzt. Das richtige Verhalten der Nutzer ist allerdings für die optimale Funktionsfähigkeit unerlässlich.



Aufmerksam verfolgten die Zuhörer Vorträge und Diskussionen.

seine Außenwirkung als prägendes Element in der Stadt zu verlieren.

III.

Dieses Beispiel im städtischen Kontext lässt sich auch auf Beispiele aus der ländlichen Umgebung anwenden. Am Lehrstuhl für Bauklimatik und Haustechnik der Technischen Universität München bildet die Betrachtung von kommunalem Energiemanagement einen der größten Forschungsschwerpunkte. Innerhalb dieser Untersuchungen ist aktuell ein Leitfadentext entstanden, der als Hilfestellung für Kommunen mit

In vielen Bereichen kann Erdwärme in unterschiedlichster Form genutzt werden.

hohem Prozentsatz an denkmalgeschützten und erhaltenen Gebäuden adressiert ist. Unter dem Titel „Energienutzungsplan unter besonderer Berücksichtigung des Denkmalschutzes am Beispiel der Stadt Iphofen“ wird an einem konkreten Beispiel die Vorgehensweise dargestellt und mit allgemeinen Handlungsempfehlungen erläutert. Werkzeuge wie diese werden in Zukunft die Stadt- und Gemeindeverwaltungen intensiv beschäftigen und daraus resultierende Energienutzungspläne werden ergänzend zu Flächennutzungsplänen und Bebauungsplänen als weiteres Instrument der Bauleitplanung eingesetzt werden müssen.

Die Untersuchungen zeigen, dass auch Bereiche, die nur geringe Eingriffe an der Bausubstanz zulassen, durch eine intelligente Energieversorgung, erzeugt mit nachwachsenden Rohstoffen, in der Bilanz zwischen Neubauten und der Primärenergiebetrachtung von Erzeugung und Bedarf gute Ergebnisse erzielen können. Jedoch ist dies nicht nur durch den Einsatz von Kraftwerken und der resultierenden Möglichkeiten der Kraft-Wärmekopplung möglich. Es ist auch bei fehlendem Zugriff auf ein bestehendes Fern- oder Nahwärmenetz in Gebieten mit geringer Infrastruktur möglich, ganzheitliche Konzepte zu

entwickeln, die einen hohen Anteil am Ort vorhandener Potentiale nutzen.

In vielen Bereichen kann Erdwärme in unterschiedlichster Form genutzt werden. Das vorhandene Temperaturniveau wird dabei in den häufigsten Fällen durch den Einsatz von Strom und mit Hilfe von Wärmepumpen auf ein hohes, zum Heizen geeignetes Temperaturniveau angehoben. In Kombination mit Heizlasten, die mit den niedrigen Temperaturen der Flächenheizsysteme gedeckt werden können, ist es möglich ein behagliches Raumklima zu erlangen, ohne den Ausstoß von CO₂ zu erhöhen, angetrieben von der Wärme des Erdreichs. Die erforderlichen Maßnahmen am Gebäude können hierbei auf ein vernünftiges Maß beschränkt werden. In Kombination mit der Nutzung von Solarenergie entstehen auf diese Weise Gebäude, die den gleichen Anteil Primärenergie erzeugen, der zur eigenen Versorgung benötigt wird und somit eine Null- oder Plusenergiebilanz in der Jahresbetrachtung aufweisen.

Eine alleinige Umstellung des Energiebedarfs auf regenerative Energien, ebenso wie die alleinige Betrachtung und Optimierung der Gebäude ohne Blick auf das Gesamtsystem einer Stadt oder Gemeinde oder eine ausschließliche Aufrüstung der Gebäude mit haustechnischen Systemen wird keine zukunftsfähigen Gebäude schaffen können. Es ist die Betrachtung der ineinander greifenden Komponenten von passivem Gebäudekonzept, einer regenerativen Energieversorgung mit einer hohen exergetischen Ausnutzung der Energiepotentiale und einem darauf abgestimmten angemessenen Haustechnikkonzept, die zukunftsfähige Gebäude hervorbringen wird. Die aus den gestiegenen Anforderungen und Bestrebungen resultierende Komplexität erfordert neben einem guten Fachwissen jeder einzelnen Disziplin auch die Fähigkeit der Zusammenarbeit und den Willen, gemeinsam etwas bewirken zu wollen. Durch diese Vorgehensweise werden im Neubau wie auch Sanierungsfall Gebäude entstehen, die den Herausforderungen der nächsten Jahre entgegenstehen können. □



Das Luftbild zeigt das Gelände der Katholischen Akademie mit all ihren Gebäuden und dem Schloss Suresnes, das auch von der Akademie genutzt wird.

Falsches Nutzerverhalten wird als Störung angesehen. Deshalb gibt es zynischerweise den „Störfaktor Mensch“. Ein Störfaktor ist zwar rechnerisch ausgeschlossen. Jeder Fachkundige bestätigt aber, dass ein falsches Nutzerverhalten bestenfalls mit einem Faktor 2 bewertet werden kann. Bestenfalls heißt aber, dass er durchaus höher ausfallen kann. Diese Strategie ist Stand der Technik und wegen der einfachen statischen Berechnungsmodelle, der einfachen Bilanzier- und Planbarkeit strukturell so in unsere Genehmigungsstandards eingebaut und umgesetzt, dass sich kaum jemand dieser Methode widersetzen will.

Die andere Sicht

Doch dreht man die Sicht auf das Gewinnen von Energie, dann spielt der Standort eines Gebäudes – ob es im Norden oder im Süden Deutschlands steht – schon eine bedeutende Rolle. Weitere Differenzierungen dürfte dann zum Beispiel die Frage nach der Lage des Grundstücks ergeben – im Stadtgefüge mit den entsprechenden Verschattungen oder frei stehend, unverschattet

auf einem Grundstück innerhalb einer der üblichen Baugebietserweiterungen außerhalb der Stadt. Ein weiterer Parameter ist dann der eigentliche Typ des Gebäudes. Die Nutzung spielt eine ebenso bedeutende Rolle, denn fast jede Art der Nutzung generiert Prozessenergien, die in den Energiekreislauf integriert werden sollten. Die typologischen Parameter wie die Ausrichtung der Räume zum Energieeintrag, Pufferzonen, deren Fensteranordnungen und -größen gehören ebenso dazu wie die Speicherefähigkeit der Materialoberflächen, die Bestandteil der Gebäudekonstruktion sind. In Architektur ausgedrückt heißt das: Die Grundrisse sind so zu zonieren, dass sie Energieeinträge umsetzen können.

Das geschieht nicht nur über die Art der Fenster – Kastenfenster sind wegen der Möglichkeit, Solarenergie zu gewinnen, weitaus sinnvoller als hochgedämmte Fenster, die solare Gewinne eben auch ausschließen –, sondern auch über die Art und Weise von Luftkollektoren, die als Energieräume (Atrien) oder Energiegärten den eigentlichen Räumen vorgeschaltet werden können. Speichermassen können, jedenfalls teilweise, in

der richtigen Wahl der Konstruktionsmaterialien eingerechnet werden.

Alle diese Teilelemente spielen in der Betrachtungsweise „Energieverluste minimieren“ kaum eine oder nur eine untergeordnete Rolle. In der Struktur „Energiegewinne maximieren“ jedoch beeinflusst jedes Teilelement die Wirkungsweise des Gesamten.

Zusammengefasst kann man sagen, dass die Berechnungsmethoden für energetisch-dynamische Systeme sehr viel komplexer sind. Denn die dynamischen Wirkungsweisen, die zudem von der Konstruktion und dem Raumgefüge der jeweiligen Gebäude abhängen, sowie von den äußeren Bedingungen wie Standort (Topografie, Wind, Besonnung und dergleichen) bestimmt werden, sind von hoher Interdependenz aller Teilelemente und deshalb sind die Systeme zunächst nicht ganz einfach zu handhaben.

Man muss zwangsläufig zur Auffassung gelangen, dass ein Gebäude, das seiner Umgebung angepasst ist, die Potentiale des Ortes richtig nutzt und auswertet und darüber hinaus ein Regulationssystem besitzt, das autopoietisch – also selbstregulierend – funktioniert, eine hochkomplexe Angelegenheit ist.

Dies gilt im Übrigen genau so für alle bestehenden Bauten – auch für die denkmalgeschützten. Denn bei diesen vergessen wir meist, uns die Potentiale der Gebäude genauer anzusehen. Wir wer-

Die Nutzung spielt eine ebenso bedeutende Rolle, denn fast jede Art der Nutzung generiert Prozessenergien, die in den Energiekreislauf integriert werden sollten.

den uns angewöhnen müssen, das Zusammenwirken von Raum- und Volumenzonierung, Speichermassen und Fensteröffnungen thermodynamisch exakt zu analysieren, um ähnlich einem DNA-Abdruck in der Medizin einen energetischen Abdruck zu erhalten. Dann würden wir erkennen, dass darin meist schon das alte klimatische Urwissen abgebildet ist und wir nur mit minimalen Interventionen eingreifen

müssten. Dann werden große Dachstühle zu Luftkollektoren, die Treppenträume zu thermodynamischen Transportwegen, die Fensterflächen zu Energiefallen und die Masse der Konstruktion die ideale Speicherung.

Mit dem Denkmalschutz stößt man hier unweigerlich auf eine empfindliche Schnittstelle, wenn man erkennt, dass es nicht nur um das Bewahren eines Bildes geht, sondern um das Herausarbeiten der inneren Struktur eines Gebäudes, um damit eine klimatische Verbesserung bzw. Erneuerung zu erreichen. Hier treffen oftmals retrospektive Ansätze auf prospektive, und damit ist der Konflikt programmiert.

Die Planungswerkzeuge zum Bauen mit passiven Methoden sind seit Beginn der digitalen Revolution um die Jahrtausendwende um ein Vielfaches erweitert worden. Denn die um das Jahr 1990 vorhandene Informationsspeicherkapazität von 3% digitaler Anteile zu den analogen Speichern hat sich bis heute mehr als verhundertfacht. Damit stehen uns Rechenkapazitäten zur Verfügung, die all jene bekannten Strukturen

Die Planungswerkzeuge zum Bauen mit passiven Methoden sind seit dem Beginn der digitalen Revolution um die Jahrtausendwende um ein Vielfaches erweitert worden.

der passiven Bauweise nun exakt kalkulierbar machen. Das vorhin angeführte Zitat aus der DIN 18599 ist schon längst obsolet.

Nun gibt es Planungsinstrumente, die es ermöglichen, solare (und geothermische) Energien in eine dynamisch-energetische Bilanz eines Gebäudes zu integrieren. Thermodynamische Simulationen, auf bislang mehrfach evaluierten Computerprogrammen angeboten, können das längst leisten. Entscheidend dabei ist allerdings, dass der architektonische Entwurf auf das Gewinnen der Energien ausgerichtet ist. Dies gilt sinngemäß für die entwerferische Strategie bei der Sanierung von bestehenden Bauten, unabhängig ob diese unter Denkmalschutz stehen oder nicht.

Das bedeutet, dass Dach- und Wandflächen so konstruiert und gestaltet werden, dass sie diese Gewinne generieren können. Bestehende Gebäude können oftmals mit wenigen Ergänzungen solare Gewinne generieren. Speichermöglichkeiten für Energien können technische Elemente sein. Die Speichermassen können aber auch in der Konstruktion des Gebäudes selbst integriert werden; in bestehenden Gebäuden, wie z. B. Kirchen, sind meist sehr große Speichermassen vorhanden; wir müssen sie uns nur klug zunutze machen. Das ist nun allemal nicht neu, wie die gezeigten Beispiele dies belegen. Neu daran ist allerdings, dass sich alle diese Teilelemente exakt über thermodynamische Simulationen berechnen und präzise kalkulieren lassen.

Dem im Wege steht allerdings die heutige Gesetzgebung, die auf einem völlig anderen Prinzip ausgeht und eine andere Herangehensweise verbietet bzw. so hohe Hürden aufbaut, dass diese normalerweise nur mit großen Schwierigkeiten überwunden werden können.

Diese Verordnungen gehören in die Sparte der selbstzerstörerischen Erfindungen, ähnlich wie die im griechischen Mythos beschriebene Pandora: Die von Menschen gemachten Dinge, in denen die Kultur gründet, bergen die ständige Gefahr der Selbstschädigung. □

Schöpfung bewahren – in kirchlichen Gebäuden

Werner Haase

Nachdem in Millionen von Jahren das überschüssige CO₂ aus der Atmosphäre durch ein Wunder der Natur als fossile Energien in die Erde eingelagert wurde, fing der Mensch an, die Erde zu bevölkern. Er nutzte die Sonne Tausende von Jahren aktiv. Die Bändigung des Feuers wird als eine Großtat der Menschheit bezeichnet. Daraus entwickelte sich die derzeitige Energieverwendung, die es z. B. bis zur Perfektion schafft, mit bis zu 18.000 Explosionen in der Minute ein Formel-1-Fahrzeug anzutreiben. Der Mensch hat verlernt, die solare Energie direkt zu nutzen und hat innerhalb von 200 Jahren den fossilen Energieverbrauch so stark forciert, dass derzeit an einem Tag genau so viel fossile Energie verbrannt wird, wie in 600.000 Tagen der Erdgeschichte entstanden ist. D. h. in relativ kurzer Zeit werden die Vorräte verbraucht sein und es muss eine technikgestützte solare Zivilisation erfolgen, wenn ein ähnlicher Komfort erhalten bleiben soll.

I.

An zwei Kirchensanierungen wird gezeigt, wie ohne Verbrennungsvorgänge Kirchen solar betrieben werden können. Das eine Beispiel ist die Schutzengelkirche in Gräfendorf; eine Kirche aus dem Jahr 1966, die bei einer Nutzfläche von 735 m² und ca. 8.000 m³ umbautem Raum jährlich zwischen 7.000-10.000 Liter Öl verbraucht hat. Die Beheizung erfolgte durch eine Warmluftheizung mit 12.000 m³/h in Verbindung mit einem 200 kW Ölkessel. Auf Grund eines Hochwasserschadens wurden Überlegungen angestellt, die Kirche abzureißen und durch eine Kapelle zu ersetzen. Diese Idee des kirchlichen Bauamtes sollte die hohen Betriebskosten für die Zukunft reduzieren und der geringeren Kirchenbesucherszahl Rechnung tragen. Die Gemeinde entschied sich jedoch für die Erhaltung und Sanierung der Kirche mit dem Ziel, sie in Zukunft solar zu beheizen.

Durch die Deutsche Bundesstiftung Umwelt wurden die entsprechenden Voruntersuchungen gefördert und es zeigte sich, dass es sehr wohl möglich ist, mit einem entsprechendem solaren Heizsystem in Zukunft CO₂-frei und weitgehend kostenlos zu heizen. Das Ergebnis der Voruntersuchung war die 1966 gebaute Kirche von außen mit 20 cm Mineralschaumplatten zu dämmen. Ebenso wurde das 45° geneigte Dach 20 cm stark mit regenerativem Dämmmaterial gedämmt und abgedichtet. Die einfach verglasten Fensterbänder wurden in derselben Optik wieder errichtet, jedoch thermisch getrennt und mit Isolierverglasung zweifach verglast.

Durch diese Dämmmaßnahmen wurde erreicht, dass die Kirche mit ihren ca. 500 m³ Mauerwerksmassen vom „Kältespeicher“ zum „Wärmespeicher“ wurde. Bisher wurde während 90% der Heizperiode die Kirche nicht geheizt und lediglich für die Benutzungszeit aufgeheizt. Dies führte zu kalten Bauteiloberflächen und aufgrund der Luftheizung zu kalten Fallwinden und Zugerscheinungen. Durch die Dämmung sind die Temperaturschwankungen weitgehend beseitigt und die Kirche wird jetzt mit einer Wärmepumpe, die bei weniger als 4 kW Stromaufnahme eine



Dipl.-Ing. Werner Haase, Architekt Karlstadt am Main

Heizleistung von mehr als 16 kW hat, betrieben. Die Wärmeübertragung erfolgt über Niedertemperaturheizflächen. Die Wärmepumpe bezieht ihre Energie über einen Luftwärmetauscher, der mit 45 m² Hybrid-Solarkollektoren kombiniert ist. Dadurch wird in Übergangszeiten direkt mit dem Kollektor geheizt und in kalten Zeiten die Luft der Wärmepumpe durch die Kollektoren zusätzlich mit Wärme versorgt. Die Besonderheit des Wärmepumpenbetriebes besteht darin, dass die niedertemperaturige Verdichtwärme direkt zur Wandheizung im Dauerbetrieb verwendet wird und die hochtemperaturige, so genannte Heißgasebene der Wärmepumpe in einen Schichtspeicher eingelagert wird. Von Gottesdienst zu Gottesdienst findet diese Einlagerung 50–70 h lang statt und die gespeicherte Wärme kann dann zu Gottesdienstzeiten eine höhere Wärmeabgabe bewerkstelligen. Der Strom für die Wärmepumpe wird in der Jahresbilanz durch eine eigene PV-Anlage erzeugt. Da zu dem Kirchengebäude noch das ehemalige Pfarrhaus, die Verwaltungsräume und der Gemeindesaal mit Küche gehören, wurde ein Pelletkessel eingebaut, der gleichzeitig zur Redundanz der Wärmepumpenanlage dient. Im Sommerbetrieb wird der Warmwasserbedarf des als Wohnhaus vermieteten Pfarrhauses durch die Kollektoranlage gedeckt. D. h. der sommerliche Energieüberschuss findet Verwendung; man könnte die Kirche auch als Plusenergiehaus bezeichnen.

In der vorherigen Berechnung war davon ausgegangen worden, dass zur Winterszeit die Grundtemperatur auf 10° C abgesenkt wird. Die Prognose ergab für diese Betriebsform einen Wärmepumpenstromverbrauch von ca. 4.500–5.000 kWh/a. Im ersten Jahr wurden jedoch ca. 14.000 kWh Wärmepumpenstrom verbraucht. Dies lag daran, dass die Regelung noch nicht optimal programmiert war. Außerdem wurde durch die stattfindende Vermessung festgestellt, dass die Kirche durchgängig mit 15° C bis 17° C beheizt wurde. Dies kann man sich leisten, da die Heizung nichts kostet; das Ergebnis ist, dass die Kirche

intensiver zu Orgelproben, Chorproben und weiteren Veranstaltungen zusätzlich zu den Gottesdiensten genutzt wird. Weiterhin zeigen die Messergebnisse, dass es nicht mehr zu dem in Kirchen problematischen Frühjahrs- oder Sommerkondensat kommt. Die Luftfeuchtigkeit bewegt sich das ganze Jahr über zwischen ca. 40–60%.

Die Kirche Gräfendorf zeigt, dass eine zukunftsweisende Beheizung mit hohem regenerativem Anteil zu niedrigsten Betriebskosten mit einem stark verringerten Unterhaltsaufwand führt. Orgel und Kunstwerke werden geschont. Der Kirchenbesuch ist mit angenehmen Raumbedingungen verbunden. Die Kollekte wird nicht mehr durch Heizkosten aufgebracht, sondern dient jetzt dem eigentlichen Zweck. In der Langzeitbetrachtung über 30 Jahre werden bei einer angenommenen Ölpreisverteuerung von durchschnittlich 5% jährlich ca. 400.000 bis 500.000 € Energiekosten vermieden. Da die gesamte Generalsanierung der Kirche ca. 800.000 € gekostet hat, ist deutlich, dass sich ein Großteil der Sanierungskosten nachfolgend durch vermiedene Energiekosten refinanziert.

II.

Eine historische Kirche in Ratekau bei Lübeck, eine 850 Jahre alte Feldsteinkirche, wurde ebenso energetisch saniert. In diesem Falle war es nicht möglich, Wanddämmungen durchzuführen. Jedoch wurde der Kirchenfußboden erneuert. In diesem Zuge wurde Wärmedämmung in Form von Glasschaumshotter eingebaut. Ebenso wurde die bereits vorhandene Schlussdeckendämmung im Traufbereich verbessert. In dieser Kirche wurde eine denkmalrechte Gebäudetemperierung eingebaut und parallel dazu „Wohlfühlmaßnahmen“ im Heizungsbereich für den Besucher installiert. Die frühere elektrische Bankheizung führte in der historischen Kirche zu Verschwärzungen und verschiedenen Kondensatproblemen. Im Bereich der Holzbänke wurden wieder die Holzpodeste errichtet. Die Dichtung der Holzpodeste erhielt auf der Unterseite eine Temperierungsebene mit Heizrohren und Wärmeübertragerbleche. Die Zuleitungen führen am Wandsockel entlang und bewärmen diesen geringfügig. Im Bereich der steinbelegten Gänge und im Altarbereich wurde eine neue Fußbodenheizung installiert. Da alle diese Heizsysteme im Niedertemperaturbereich arbeiten, wird die Wärme durch eine Wärmepumpe erzeugt. Auch hier wird Heißgasaukoppelung in einen Schichtspeicher betrieben, so dass zu Gottesdienstzeiten die Temperatur erhöht werden kann. Die Wärmepumpe erhält ihre Quelltemperatur aus Erdsonden. Diese wurden aus zwei Schächten mit einem Durchmesser von 1,50 m im Schrägbohrverfahren installiert. Dadurch erfolgte im Friedhofsbereich fast kein Eingriff im Gräberbereich.

Diese Kirche wird mit einem Messprogramm vermessen. Die Ergebnisse zeigen, dass sich z. B. vom 12.02.2012 bis 26.02.2012 die Raumtemperatur zwischen 8° C und 12° C bewegte; die Luftfeuchtigkeit im Bereich zwischen ca. 50–65% relative Luftfeuchte. Auch hier gibt es das Problem des Sommerkondensates nicht mehr. Die Heizkosten wurden drastisch reduziert. Durch Verwendung von Naturstrom ist auch diese Kirche in der Bilanz CO₂-frei.

III.

Worin bestehen Hemmnisse bei der Umsetzung solcher Konzepte? Hauptsächlich, so lässt sich sagen, bestehen sie aus Vorurteilen und der Angst vor



Die Schutzengelkirche in Gräfendorf ist eines der besonders gelungenen Beispiele für eine energetische und dennoch den Denkmalschutz beachtende Sanierung einer Kirche.

angeblich „neuer Technik“. In beiden Kirchen handelte es sich jedoch um eine sehr einfache und gebräuchliche Technik mit viel weniger Gesamtrisiko. Damit ist gemeint, dass bei einer Ölheizung zuerst sehr aufwändige Bohrungen im Meer oder in Krisengebieten mit enormem technischen Aufwand erfolgen – und dass dann das gewonnene Rohöl mit hohem technischen Aufwand zur Raffinerie transportiert werden muss, dort chemischen Verfahren unterworfen wird und anschließend über Straßentransport in ein örtliches Lager gebracht wird. Auch ein Ölbrenner verfügt über eine aufwändige Technik, die man jedoch für selbstverständlich hält.

Viel einfacher ist es eigentlich, aus einem eigenen Photovoltaikfeld durch ein Kabel Strom in eine Wärmepumpe, die nichts anderes als ein „umgekehrter Kühlschrank“ ist, zu führen. D. h. die elektrische Energie aus der Sonne wird mit Strahlungswärme kombiniert. Der PV-Strom dient nicht in erster Linie als rentable Geldanlage, sondern für den Antrieb des eigenen Heizsystems. Der Vorteil liegt darin, dass dauerhaft keine Verbrennung stattfindet, dafür weder Pflanzenöl noch fossile Brennstoffe notwendig sind, sondern der direkte Weg Sonnenenergie zu Wärme genutzt wird.

Durch entsprechende Betrachtung der Energie-, Zins- und Reparaturkosten der letzten 30 Jahre des Bestandsgebäudes und einer Lebenszyklusbetrachtung der zukünftigen 30 Jahre gelingt, bei entsprechend hoher Einsparung durch Dämmung in Verbindung mit kostenloser Umweltenergie, in der Regel der Nachweis, dass die Mehrinvestition am Anfang über die gesamte Betrachtungszeit in Verbindung mit den heutigen niedrigen Zinsen eine „rentable“ Verschuldung darstellt. D. h. die Sanierungskosten können durch eingesparte Nachfolgekosten im Vergleich zum Bestand zum Teil refinanziert werden. Durch diese Effekte gelingt es, die zukünftige Generation von Nachfolgekosten technischer Nachrüstungen im Gebäude sowie von Umweltbelastungen zu entlasten und gleichzeitig ein im Gebrauchswert verbessertes Gebäude zu nutzen. □



Der Innenraum der Kirche in Gräfendorf: Vor der Sanierung verbrauchte man bei einer Nutzfläche von 735 m² und ca. 8.000 m³ umbautem Raum jährlich zwischen 7.000-10.000 Liter Öl.

Das Kardinal Wendel Haus – Sanieren und Bewahren

Holger Keß

1. Einleitung

Das 1962 eingeweihte Kardinal Wendel Haus fügt sich in seiner souveränen Moderne als hochwertiges Gebäude in das denkmalgeschützte Ensemble in Altschwabing ein. Es prägt die besondere städtebauliche Qualität an der Mandlstraße und der Gunezrainerstraße, die sich nicht zuletzt im Fassadenrelief „Vom Chaos zur Ordnung“ des Bildhauers Blasius Gerg widerspiegelt. Der Architekt, Thomas Wechs junior, variierte im Kardinal Wendel Haus extrovertierte mit nach innen gewandten Raumfolgen. Während das aus einfachen Schlafzellen bestehende Gästehaus mit einer sparsam bemessenen, in sich ruhenden Lochfassade die Außenwelt zurückdrängt, erlauben die großzügigen Fassaden des Speisesaals und des Konferenzraumes Sonnen- und Lichtüberfluss. Die transparenten Gänge des Atriums ermöglichen Blicke in den innerstädtischen Garten mit alten Bäumen und vermitteln zwischen Kapelle und Vortragssaal. Die Uridee der Akademie, die Idee des Wandels und Denkens, ist unter den Kronen der Parkbäume vorgezeichnet und wird im rückwärtigen Baukörper des Atriums aufgegriffen und löst die Grenze zwischen Gebäude und Natur auf. Dabei wird der Blick auf Schloss Suresnes beachtet, Kapelle und Saal flankieren die Sichtachse.

Die dem Maßstab des Parks angepassten Baukörper weisen eine strikte Organisation auf. Reservflächen für Umwidmungen oder Erweiterungen existieren nicht. Der Entwurf spiegelt sich in der hochwertigen Materialität und in der Klarheit der Konstruktionen wider. Hier beginnen dann die Herausforderungen einer zukunftsfähigen Sanierung. Zum einen will man die materielle und klare Gediegenheit bei gleichzeitiger Energieeinsparung bewahren, zum anderen müssen interne Abläufe bis hin zur gesamten Organisation der Liegenschaft geprüft und u. U. verändert werden.

In den letzten Jahren wurden zunächst punktuelle, haustechnische Maßnahmen angegangen, um die Kohlendioxid-Emissionen der Liegenschaft nachhaltig zu reduzieren. Ein Ersatz durch effizientere Maschinenteknik ermöglicht Energieeinsparungen, die aber an die Grenze der baukonstruktiven und organisatorischen Ausgangslage stoßen. Erst die integrale Zusammenschau ermöglicht ein für die Liegenschaft optimiertes Zukunftskonzept.

2. Die Aufgabe

Das ambitionierte Projekt „Akademie 2020“ legt den Fokus nun nicht mehr nur auf die Reduktion des Energieverbrauches und der Kohlendioxid-Emission, sondern auf eine nachhaltige Ausrichtung der gesamten Akademiearbeit. Unter Beteiligung aller Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter können Arbeitsprozesse, interne Organisation, Sicherheitsaspekte u.v.m. analysiert, Verbesserungsvorschläge entwickelt und Zukunftsvisionen diskutiert werden. Die objektive Analyse auf Basis illustrierender Pläne befördert die Diskussionen.

Als große Schwachstelle offenbart sich die Erschließung sowohl für die Gäste



Dipl.-Ing. Holger Keß, Architekt, Veitschöchheim

der Katholischen Akademie Bayern als auch für interne Abläufe. Der auffällige, prominente Zugang zum Saal ist im Alltag außer zu großen Veranstaltungen verschlossen. Der einzelne Gast muss zunächst den Eingang ums Eck in der Mandlstraße finden, um an der eher dezentralen Rezeption Informationen erhalten zu können. Die Dualität der beiden Zugänge zum Saal und zum Gästehaus ist mit der jetzigen Lage der Rezeption nicht auflösbar. Bei eigenen Veranstaltungen müssen sowohl Einlass zum Saal als auch Rezeption besetzt werden. Die internen Erschließungswege sind sehr weitläufig und für Gäste an die zu einseitig orientierte Rezeption geknüpft. Gleiches gilt für die interne Infrastruktur. Insbesondere Wege zu den verstreuten Lagerflächen sind lang, nicht durchgängig (Kellergeschoss), im Falle des Lagers im Erdgeschoss des Kötterlhofs nicht überdacht zugänglich. Erschließungen erfolgen über vorgeschaltete Räume (z. B. Archiv). Barrierefreiheit ist nicht oder nur über Umwege gegeben. Technische Fördereinrichtungen (Speiseaufzüge) genügen in ihrer Kapazität nicht bei der Versorgung des Speisesaals und Konferenzraums, der Personenaufzug im Gästehaus ist nicht behindertengerecht.

Dienende Funktionen wie das Lager und der Technikbereich verfügen über kaum ausreichende Flächen. Notwendige Flure werden zum Abstellen von nötigen Gastronomie-/ Cateringinventar genutzt. Dies stellt über die ästhetische Beeinträchtigung hinaus eine unsachgemäße Nutzung der entsprechenden Rettungswege dar. Insbesondere Gastro-Inventar ist weit vom nötigen Verwendungsort gelagert (Lager hinter der Bibliothek oder im Kötterlhaus). Vorhandene Lagerräume sind aufgrund der herrschenden Feuchtigkeit im Lagerraum oder der Zugänglichkeit ausschließlich über das Freie ungeeignet. Die dem Saal angegliederten Garagen werden für Lagerung der Saalmöblierung genutzt. Neben der geringen Fläche ist vor allem die beengte Erschließung problematisch. Die technische

Betreuung von Veranstaltungen im Saal ist aufwändig, da die zuständigen Mitarbeiter ihre Büros im Verwaltungsbereich haben. Der Saal selbst ist durch das fest installierte Podium nicht multifunktional nutzbar. Eine Teilbarkeit ist nicht gegeben. Insgesamt fehlen weitere kleinere Seminar- und Tagungsräume.

Zahlreiche heute gültige Vorgaben des vorbeugenden baulichen Brandschutzes können nicht erfüllt werden. Es fehlt die entsprechend klassifizierte Abtrennung der verschiedenen Nutzungen: Versammlungsstätte, Beherbergungsstätte, Wohntrakt, Verwaltungsbereich. Es sind oftmals nicht zwei baulich unabhängige Rettungswege gegeben, die Sicherheit des ersten Rettungsweges ist nicht durchgängig. Die Systematik der horizontalen (und vertikalen) Brandabschnitte ist im Gästehaus durch Aufzug, die beiden Verwaltungsebenen verbindende Spindeltruppe, aber auch technische Installationen aufgelöst.

Ungenügende Wärmedämmung, Wärmebrücken und undichte Fenster und Glasluken der Gebäudehülle bedingen Unbehaglichkeiten. Besonders betroffen ist die Rezeption, die im Luftverbund mit dem einfachverglasteten Treppenhaus steht, sowie Tagungsräume (Clubraum und Bibliothek) und Atrium unter den unzureichend gedämmten bzw. undichten Dachkuppeln.

Die Baukonstruktion weist insgesamt einen intakten Zustand auf. Die Gebäudetechnik wurde bereits teilerneuert. Bauzeitliche Elemente wie Fußbodenheizungen und Lüftungsanlagen im Saalbereich sowie die Trinkwasserversorgung in der gesamten Liegenschaft müssen erneuert werden. Durch zahlreiche stillgelegte Stichleitungen, zu große Rohrdimensionen sowie Wasserstagnationen kann nicht zuverlässig eine einwandfreie Trinkwasserhygiene gewährleistet werden. Der Betreiber muss gemäß Trinkwasserordnungen entsprechenden gesundheitlichen Beeinträchtigungen der Gäste vorbeugen (jährliche Überprüfung der Trinkwasserqualität), im Falle einer bakteriellen Kontamination greift kein baulicher Bestandsschutz.

3. Vorgehen: Erhalten

Fazit solcher Analysen ist nur zu oft die radikale Lösung eines Neubaus, der bestehende Werte, vor allem aber auch gebundene Energieinhalte in der Bausubstanz ignoriert. Bestehen überhaupt Raum- und Nutzungsreserven, die durch eine interne Reorganisation erschlossen werden können? Können in diesem Zug die bauphysikalischen und sicherheitstechnischen Probleme gelöst werden? Kann das Kötterlhaus als ausgewiesenes Einzelndenkmal erhalten bleiben?

Ein Vorschlag formuliert eine Verwaltungsnutzung des Kötterlhauses, die in Verbindung mit dem neuen Verbindungsglied sämtliche Büroräume aus den beiden Geschossen des Gästehauses umfasst. Die bauzeitliche kreuzförmige Flurstruktur des ehemaligen Kleinbauernhauses kann fortbestehen. Der Neubau ermöglicht vom Westen her eine zeitgemäße vertikale Erschließung. Die Eingangssituation wird zwischen Neubau und Kötterlhaus zentralisiert, dort findet sich auch der neue Empfang wieder. Im Erdgeschoss können im Norden sowohl Sanitäreinrichtungen als auch Garderobe integriert werden. Kreuzungsfreie, entzerrte Zugangswege (Kasse, Toiletten, Garderobe) lösen überlagerte Erschließungen des Bestandes ab (Garderobe und Sanitäreinrichtungen nach der Kasse im UG des bestehenden Saaltraktes). Ein weiterer Abschnitt der Eingangshalle kann dem Saal zugeschaltet werden, so dass multifunktionelle Nutzungen ermöglicht werden.

Das Gästehaus selbst könnte damit im 1. Obergeschoss in seine frühere Nutzung mit Gästezimmern, im Erdgeschoss mit ggf. Leselounge, Frühstücksraum sowie zentrale dienende Räume zurückgeführt werden. Der dortige Eingang wird zum Hotelnebeneingang. Im Untergeschoss können zusätzliche Lager- und Technikflächen erschlossen werden. Die machbaren internen Verlagerungen beweisen das Potential des Bestandsgebäudes.

Die solide Bausubstanz kann prinzipiell ertüchtigt werden. Die Möglichkeiten einer nachträglichen Wärmedämmung entscheiden sich im Detail: am notwendigen bzw. definitiven Wechsel der Materialien, den geometrischen Übergängen und hier vor allem an ästhetisch entscheidenden Detailpunkten. Ohne deren Lösung lässt sich kaum eine stimmige Maßnahme für die Fläche ableiten.

Die einheitlich geringe Wärmedämmung der Gebäudehülle ist augenfällig. Letztendlich erfahren Flächen gegen „pufferndes Erdreich oder puffernde temperierte Räume“ eine günstigere Bewertung sowie unverschattete, süd- bis westorientierte Wandflächen, die solare Gewinne ermöglichen bzw. aufgrund der Wärmespeicherung geringere Wärmeverluste aufweisen. Die qualitative Bewertung der Sanierungsmaßnahmen zeigt auf den ersten Blick das große Potential der Wärmedämmung. Allerdings fallen auch ausgedehnte Bereiche auf, deren Bewertung unverändert bleibt, sich zum Teil deutlich verschlechtert. Bereiche mit unveränderter Bewertung repräsentieren hochwertige Ausstattung

Die machbaren internen Verlagerungen beweisen das Potential des Bestandsgebäudes.

gen, wie z. B. das Relief „Vom Chaos zur Ordnung“. Bereiche mit deutlicher Verschlechterung weisen auf Wärmebrücken hin, die sich mit den Dämmmaßnahmen verstärkt ausprägen. Die geplanten Konstruktionen mussten daher an den kritischen Punkten zusätzlich bauphysikalisch geprüft werden. In einem iterativen Prozess einer thermischen Wärmebrückenbetrachtung wurden die Konstruktionen abschließend festgelegt.

Die Auswahl der möglichen Produkte erfolgte unter den Aspekten der Anforderungen der zutreffenden Sonderbauverordnungen und der Materialität. Neben den ökologischen Ansprüchen bestand Konsens, dass hochwertige, authentische Baukonstruktionen zur Auswahl kommen sollen.

Die bauzeitlichen Putzfassaden müssen mit appliziertem Wärmedämmverbundsystem optisch und haptisch ein verputztes Mauerwerk widerspiegeln. Basis ist eine Dämmung der Fassade mit anorganischen, giftfreien, nichtbrennbaren Calcium-Silikat-Hydrat-Dämmsteinen. Die Treppenhauseinfassade weist wie vorher eine materielle Homogenität und Struktur auf. Die bauzeitliche Schlitzstruktur bleibt ebenso gleich. Wärmetechnisch optimierte Lösungen mit durchgehenden vorgehängten Fensterelementen sowie die massiven Pfeiler zitieren den Blechkästen verändern den originalen Ausdruck und wurden nicht zuletzt aus denkmalpflegerischen Gründen abgelehnt.

Dagegen wurde die Fragestellung bei der Ertüchtigung der schlichten Lochfassade komplexer. Zum einen müssen Leibungstiefen und Öffnungsdimensionen, zum anderen bestehende Aluminiumfenster erhalten werden. Eine moderne Kastenfensterkonstruktion mit

individuell bedienbaren Lamellenfenstern ermöglicht den Erhalt der Bestandsfenster.

Im Vergleich der Energieeinsparung und des investiven Aufwandes schnitt die Ausführung als Kastenfenster vorteilhaft ab. Als zusätzlichen Gebrauchswert bietet sich die Einbindung in ein dezentrales Luft-Qualitäts-System an: Über den Kastenzwischenraum und den Rolllöcher kann frische Luft durch Rückgewinnung von Transmissionswärmeverlusten oder solare Gewinne vorerwärmt werden. In Kombination mit einer Abluft in den Bädern wird diese in den Innenraum transportiert. Die Frischluftzufuhr wird mittels einer hochsensiblen Steuerung geregelt, die vom Gast individuell aktiviert werden kann. Die hygienische Notwendigkeit belegen Aufzeichnungen des Kohlendioxid-Gehaltes als Leitgas in der Raumluft bei geschlossenen Fenstern.

Im Zuge der Bädersanierung konnten neben der Trinkwasserinstallation gemäß der aktuellen Trinkwasserverordnung vor allem die Standards modernisiert werden. Die Einstiegsanten der Duschtassen wurden deutlich gesenkt. Alle Bäder erhalten Heizkörper, die bislang nicht vorhanden waren, sowie eigenständige Ablüfter. Im Zusammenspiel mit den Zuluftelementen in den Außenfenstern bzw. Rolllöchern können Schimmelschäden vermieden werden.

Für weitere Fensterelemente wird der Einsatz von hochgedämmten 3-fach verglasten Konstruktionen geplant, die mit einer dezentralen Lüftungseinheit mit Wärmerückgewinnung gekoppelt werden können. Pfosten-Riegel-Fassaden werden, wie im Bestand bereits begonnen, als schlanke hochdämmende Verglasung fortgesetzt. Fassadenabschnitte mit hochwertigen Oberflächen wie das



Der Eingang der Akademie an der Gunezrainerstraße. Es ist geplant, in Zukunft an der Gunezrainerstraße den Haupteingang mit der Rezeption zu etablieren.

Im Zuge der weiteren Modernisierung werden für intensiv und kontinuierlich frequentierte Bereiche (Vortragssaal, neuorganisierte Verwaltung) kontrollierte Lüftungssysteme mit Wärmerückgewinnung nachgerüstet.

Relief ‚Vom Chaos zur Ordnung‘ erhalten kapillaraktive Innendämmungen, in Bereichen geringer Aufbaumöglichkeiten auch dünne Aerogel-Materialien. Kriech-Dachflächen werden je nach Zugänglichkeit nachgedämmt.

Im Zuge der weiteren Modernisierung werden für intensiv und kontinuierlich frequentierte Bereiche (Vortragssaal, neuorganisierte Verwaltung) kontrollierte Lüftungssysteme mit Wärmerückgewinnung nachgerüstet. Dabei stellen die Lüftungsanlagen vorrangig die Raumlufthygiene sicher. Da im Winter die Raumluft wirksam entfeuchtet wird, verringert sich ebenfalls die Kondensationsgefahr bei Wärmebrücken, die aus Denkmalschutzgründen nicht überarbeitet werden können. Aufgrund des hohen Grades der Wärmerückgewinnung können die Lüftungswärmeverluste effektiv reduziert werden, die Raumheizlasten liegen dadurch in einem Lastbereich, der über Wandheizungen im Niedertemperaturbereich dargestellt werden kann.

Im Vortragssaal werden die vorhandenen Wärme- und Kältepotentiale mit der Lüftungsanlage verschaltet. So können die optimal südexponierten Wand- und Dachflächen als Luftkollektor genutzt werden, deren solare Wärme über das Quellsystem die massiven Bau-

teile des Saales erwärmen. Im Sommer wird die Zuluft über die vorhandenen Bodenkanäle vorgekühlt.

Die nicht intensiv bzw. temporär genutzten Zonen (Klubraum, Bibliothek, Atrium) erhalten mittels netzautarker Luftkollektoren eine konstante Frischluftzufuhr. Im Zuge der Kuppelerneuerung können diese als Energiekuppeln ausgebildet werden, die neben einer integrierten Frischluftzufuhr auch Verglasungen mit semitransparenten Materialien mit Phasen-Wechsel-Materialien aufnehmen. Diese wandeln sich als wärmespeichernde Überhitzungsschutz von transparent bis transluzent.

Im Gegensatz zu einer homogenen Ausgangslage ‚eines ausgeprägten Sanierungsstatus‘, der eine neue, prinzipielle Denkrichtung erlaubt, mussten die partiellen und erfolgreichen Maßnahmen der Modernisierung der technischen Gebäudeausrüstung erfasst und in Bezug auf die neue Zieldefinition bewertet werden. Ebenfalls müssen zusätzliche künftige Nutzungen, wie z. B. eines energetisch sanierten Kötterhauses, integriert werden, da durch diese unweigerlich weiterer Energiebedarf nötig wird. Von Vorteil erweist es sich, wenn dabei infolge einer organisatorisch sinnvollen Verlagerung und nutzungsverträglichen Integration der Verwaltung in das denkmalgeschützte Kötterhaus ein Niedertemperaturbereich ohne aufwändigen Warmwasserbedarf entsteht, der dem Nutzungsprofil des Saales ähnelt.

Die dargestellten Gebäudetrakte werden als Quellen und Senken miteinander vernetzt und monatsweise bilanziert, um die möglichen Querbeziehungen überprüfen zu können. Ergänzt werden abgeschätzte Bedarfswerte für Erweiterung und saniertes Kötterhaus. Unter Ausnutzung der gegebenen Energiequellen kann in den Wintermonaten die Deckung des Wärmebedarfes durch das vorhandene, erdgasbetriebene System

BHKW-/ Spitzenkessel erfolgen. Die Kältekapazität der Brunnen genügt für die erforderliche Kühlung. Eine zusätzliche Nutzung der vorhandenen Brunnen mittels Wärmepumpe wird die Laufzeiten des Spitzenaggregates minimieren, die Niedertemperaturbereiche können effizienter über die Wärmepumpe versorgt werden.

Könnte eine neue zentralisierte Energieversorgung mit Anbindung aller Gebäude der Liegenschaft (Nahwärme) nicht effizienter arbeiten? Die Ausrichtung der künftigen Wärmeversorgung muss mit dem zukünftigen Raumkonzept korreliert sein. Hier ist die bauliche Veränderung im Bereich des Saales und des Kötterhauses nochmals von Bedeutung. Dort entstehende Neubaufächen könnten eine zentrale Wärmeversorgung aufnehmen. Anhand der Investitions- und Betriebskosten wurden Wärmeverbundlösungen bzw. dezentrale Aggregate verglichen. Berücksichtigt wurden auch Wärmeverluste aufgrund der Entfernungen der Einzelgebäude. Die Vernetzung Schloss Suresnes – Kardinal Wendel Haus kann nicht geradlinig erfolgen, da das ausgewiesene Bodendenkmal im Park beachtet wird.

Wie zu erwarten, hängen die Ergebnisse stark von den Energiepreisen und deren prognostizierter Preissteigerung beim Einsatz von Wärmepumpen deutlich von deren Jahresarbeitszahl ab. Bei den Verbundlösungen wirken sich die Leitungsverluste zwischen Schloss Suresnes und Kardinal-Wendel-Haus negativ aus. Es zeigt sich, dass die Kombination aus Gas-BHKW, Wärmepumpe, Pelletkessel als Satellitenaggregat im Schloss eine mittelbare Wirtschaftlichkeit aufweist. Das bereits installierte System der Kraft-Wärme-Kopplung wird hier entsprechend abgebildet. Dies sollte als ‚laufendes System‘ aufrecht erhalten werden, während nach erfolgreicher energetischer Sanierung im

Saal- und Konferenzbereich und anschließender Erweiterung parallel ein Niedertemperatursystem mit einer Wärmepumpe etabliert werden kann. Weiterhin werden Flächen für die Gebäudetechnik sparsam belegt, die Pelletlagerung würde nur im Schloss realisiert. Der ehemalige Kohlenkeller bietet hierfür ausreichend Platz. Wird weiterhin berücksichtigt, dass das vorhandene gasbetriebene Blockheizkraftwerk noch mängelfrei läuft, fällt die Bilanz noch positiver für die erwählte Wärmeerzeugerkombination aus, da aktuell keine Investition im Kardinal Wendel Haus nötig ist.

Der Umstieg kann auf eine ökologisch sinnvolle Energieträger-Alternative wie Windgas erfolgen, so dass die ökologische Bilanz der erdgasbasierten Variante im Vergleich zu den regenerativ betriebenen Energieerzeugern noch aufgewertet werden kann. Die Umwelt-

Es zeigt sich, dass die Kombination aus Gas-BHKW, Wärmepumpe, Pelletkessel als Satellitenaggregat im Schloss eine mittelbare Wirtschaftlichkeit aufweist.

auswirkungen aus dem Verbrauch von Strom, Erdgas, Heizöl und Wasser können nach Umsetzung der Maßnahmen im Vergleich zu den Emissionswerten bis 2003 von bis zu 70% auf ca. 180.000 kg Kohlendioxid jährlich reduziert werden. Bis 2003 wurden durchschnittlich 568.501 kg Kohlendioxid jährlich emittiert. Die Umstellung auf Erdgas und der Einsatz eines BHKWs bewirkte bereits eine Reduktion von ca. 40% auf 297.682 kg Kohlendioxid jährlich. □

Nachhaltigkeit in der Katholischen Akademie Bayern

Christian Sachs

Die Katholische Akademie in Bayern wurde 1957 in der Trägerschaft der sieben bayerischen Bistümer gegründet. 1962 wurde das Hauptgebäude, das Kardinal Wendel Haus, gebaut. Zusätzlich gehören heute weitere denkmalgeschützte Gebäude zum Ensemble der Akademie. Zu nennen ist der Viereckhof: ursprünglich aus dem 13. Jahrhundert stammend, kam das älteste heute noch erhaltene Bauernhaus Münchens 1976 in das Eigentum der Akademie. Bis 1979 wurde das Gebäude saniert und damals mit dem Fassadenpreis der Landeshauptstadt München ausgezeichnet.

Das zweite Denkmal ist der Kötterlhof. Das Anwesen, wie es heute zu sehen ist, wurde Ende des 19. Jahrhunderts gebaut. Und natürlich ist unser Prunkstück zu erwähnen, Schloss Suresnes, das letzte noch erhaltene Stadtschloss innerhalb des Mittleren Rings, in Achse genau zum Haupteingang von Schloss Nymphenburg gelegen, 1715 bis 1718 erbaut. Es ist bestimmt eine unserer größten Herausforderungen, dieses Gebäude energetisch zu sanieren.

Das Schloss befindet sich im Eigentum des Korbiniansvereins der Erzdiözese München und Freising, aber die Akademie hat es auf Dauer zur Nutzung erhalten, um es zu bestimmten, besonderen Veranstaltungen zu bespielen. Wir können im ersten und zweiten Stock auf Gästezimmer und im Erdgeschoss auf Veranstaltungsräume zurückgreifen.

2001 hat sich die Akademie die Zielvorgabe gegeben, bis zum Jahr 2010 rund 40 Prozent Energie einzusparen. Wir gingen dieses Werk zuerst einmal in Eigenregie an, kooperierten mit Handwerkern, Ingenieuren und Architekten

Der größte ökologische und ökonomische Gewinn war das Blockheizkraftwerk. Im ersten Betriebsjahr schon konnten wir den Stromverbrauch gleich um 50 Prozent reduzieren.

und erzielten auch ganz passable Ergebnisse. Bald aber haben wir bemerkt, dass es ohne eine systematische Herangehensweise kein wirkliches Fortkommen gibt. Deshalb haben wir uns in einem ersten Schritt an das Bayerische Wirtschaftsministerium gewandt, das uns eine erste Energiestudie finanzierte. Aus dieser Studie ging ein Konzept hervor, und nach und nach wurde das Hauptgebäude der Akademie – rund 40 Jahre nach seinem Bau – saniert, von der Großküche über die Heizzentrale, von verschiedenen elektrischen Installationen bis zur Wäscherei und schließlich der Inbetriebnahme des Blockheizkraftwerks (BHKW).

Der größte ökologische und ökonomische Gewinn war dieses Blockheizkraftwerk. Im ersten Betriebsjahr schon konnten wir den Stromverbrauch gleich um 50 Prozent reduzieren. Als wir in das BHKW investierten, wurden wir noch zweifelnd angesehen und gefragt, ob sich so etwas amortisieren könne.



Christian Sachs, Technischer Leiter und Umweltbeauftragter der Katholischen Akademie Bayern

Aber schon innerhalb von vier Jahren hat sich das BHKW – ich verweise auf die ständig steigenden Strompreise – bezahlt gemacht. In der hauseigenen Wäscherei zum Beispiel verwenden wir

nur noch Heißwasser vom BHKW und sparen dadurch ebenfalls Kosten.

Ebenso verfügt die Akademie über eine solare Anlage, eine Solarthermie. Wir haben die Akademieräume auf Gebäudeleittechnik umgestellt. Durch die vielen Glasfassaden heizt bei uns zuerst die Sonne, bevor die Heizung in Betrieb geht.

Der CO₂-Ausstoß konnte mit all diesen Maßnahmen erheblich gesenkt werden, und der Gesamtenergieverbrauch pendelt sich etwa bei 61 bis 62 Prozent – verglichen mit 2001 – ein.

Einen weiteren Punkt der nachhaltigen Sanierung stellte die Grundwasserkühlung dar. Wir standen vor dem Problem, die Hitze aus den Räumen zu bekommen. Es war die Frage, ob wir dieses Problem konventionell angehen oder aber mittels einer alternativen Technik, die anfangs einige Investitionen erforderte. In einem kleinen Hof, dem Rosengarten, neben dem Atrium, hatten wir einen großen Bohrturm stehen, mit dem in 27 Meter Tiefe gebohrt wurde, um das Grundwasser zu erreichen. Heute kühlen wir damit. Errechnet hatten wir damals eine Amortisationszeit von acht Jahren; in ein paar Jahren kann ich berichten, ob wir unser Ziel erreicht haben. An diese Grundwasserkühlung wurden dann auch die Kühlzellen der Akademieküche angeschlossen.

2004 haben wir uns aufgemacht, die Akademie ganz offiziell nachhaltig aufzustellen. Wir führten ein Nachhaltigkeitsmanagement ein. Glaubwürdig nachhaltig wirtschaften wollen wir, Qualität, Umwelt und Soziales unter einen Hut bringen, was uns auch sehr gut gelungen ist. Wir sind EMAS, EMASplus und DIN ISO 9001 zertifiziert und werden alle Jahre nach unseren Zielen und nach unseren Ergebnissen bewertet.

Mittlerweile – mit Hilfe einer Stelle des freiwilligen ökologischen Jahres – sind wir in der Lage, den gesamten Ver-

brauch täglich zu erfassen, um hier auch möglichst schnell auf Fehlerquellen zu kommen und diese abzustellen. So haben wir mit Hilfe des FÖJlers ein Konzept entwickelt, bei dem wir jeden Tag überprüfen, wie viel Ressourcen wir verbraucht haben. All diese potentiellen Fehlerquellen lassen sich mit einem Nachhaltigkeitsmanagement gut in den Griff bekommen.

Unsere Küche ist biozertifiziert; 70 Prozent der tierischen Lebensmittel sind in unserem Hause aus bio-regionalem Anbau. Dafür haben wir die Auszeichnung „Tierschutz auf dem Teller“ bekommen. Ebenso sind wir Mitglied im Anbauverband Bioland.

Auch konnten wir den Restmüllanteil durch unser Managementsystem reduzieren; und zwar erheblich. Die Zwischenziele waren fast erreicht. Doch wie soll es weitergehen?

2010 hatten wir die angestrebten 40 Prozent Einsparung fast erreicht, aber wir wollten noch weiter. Jetzt ist unser Ziel, bis 2020 auf 70 Prozent, wenn möglich auf 75 Prozent Energieeinsparung zu kommen.

Da kommt die Deutsche Bundesstiftung Umwelt ins Spiel. Für die bisherige Förderung und die hervorragende Zusammenarbeit bei dieser Grundlagenstudie vielen Dank. Die entstandene integrale Studie ist für uns von enormer Wichtigkeit und Bedeutung im Hinblick auf weitere Planungen und sie ist ein Leitfaden für unser Konzept „Akademie 2020“. Darin enthalten sind die dringend notwendigen Renovierungs- und Sanierungsmaßnahmen der nächsten Jahre. Darin enthalten sind auch Ideen für die Verbesserung der Arbeitsabläufe, und auch, wie sich Menschen, die hier täglich ein- und ausgehen, wohlfühlen, genauso wie die Menschen, die hier arbeiten. □



Der Lichthof mit dem Brunnen ist ein besonders schöner Teil des Kardinal Wendel Hauses. Die Glasfassaden und das Dach des benachbarten Atriums lassen allerdings viel Kälte herein.

Spiritual Care – interreligiös

„Spiritual Care“ ist ein relativ junges Wissenschaftsgebiet, das die umfassende Sorge von Pflege, Psychotherapie, Sozialer Arbeit und Medizin für spirituelle Bedürfnisse, Krisen und Perspektiven kranker Menschen beschreibt und erforscht. Unter dem Titel „Spiritual Care – interreligiös“ befasste sich die Katholische Akade-

mie am 18. und 19. Oktober 2013 in Zusammenarbeit mit der Internationalen Gesellschaft für Gesundheit und Spiritualität (IGGS) mit grundlegenden Aspekten von „Spiritual Care“, im Besonderen mit dem Professionen und Konfessionen bzw. Religionen überschreitenden Ansatz.

Spiritualität als Tiefdimension des Religiösen

Tomáš Halík

I.

„Nun sag, wie hast du's mit der Religion?“ Die Antwort vieler unserer Zeitgenossen auf Gretchens Frage ist oft viel nebelhafter formuliert als die von Goethes Faust: „Meinen Sie organisierte Religion? Kirchgänger bin ich nicht, an kirchliche Dogmen glaube ich nicht, aber ich bin weder Atheist noch Materialist. Ich habe meinen persönlichen Gott und meine persönliche Spiritualität.“

Die Religion in Europa ähnelt einem Fluss, dessen viele Arme im Austrocknen begriffen sind. Im Arm Spiritualität fließt der Strom jedoch dynamisch, dass er sogar die alten, zu engen Ufer mit sich reißt. Ist dem so, weil die Spiritualität heutzutage – infolge der Globalisierung und „Durchdringung der Welten“ – von einer Menge Zuflüsse aus entfernten Meeren gespeist wird? Ist dem so, weil das seit jeher andauernde Bemühen der Kirche, die Spiritualität zu regulieren und sie innerhalb streng bewachter Grenzen zu halten, versagt hat? Ist dem so, weil der Lärm der extravertierten Zivilisation der Moderne die Menschen ermüdet hat und sie sich danach sehnen, die nach außen hin gezielte Expansion durch einen Durchbruch ins eigene Innere auszubalancieren? Ist dem so, weil unsere Zeitgenossen nach einer Religionsform suchen, die außerordentliche Erlebnisse und Erfahrungen bietet und den Menschen nicht mit übermäßigen moralischen Ansprüchen belastet?

Einige Soziologen behaupten, die Religion im Westen verwandele sich in Spiritualität. Nachdem der Protestantismus versucht hatte, dem Christentum alles „Mönchische“ auszutreiben, ergoss sich die kontemplative Dimension des religiösen Lebens spontan in die Musik, in die Oratorien von Bach und Schütz.



Prof. Dr. Tomáš Halík, Professor für Soziologie an der Karlsuniversität in Prag und Präsident der Tschechischen Christlichen Akademie

Ergießt sich heute – in einer Zeit, in der die kirchlichen Institutionen an Anziehungskraft und Glaubwürdigkeit verlieren, die Gotteshäuser immer leerer werden und viele Christen aufhören, sich durch moralische Vorschriften der Kirche verpflichtet zu fühlen – nicht die „religiöse Energie“ in eine nicht regulierte *Spiritualität*, die mehr Freiheit, Spontaneität und Kreativität bietet?

Religion mit Akzent auf Spiritualität scheint dem Menschen unserer Zeit entgegenzukommen, denn er hütet eifersüchtig sein Recht auf einen individuellen Weg, will aber zugleich seiner Einsamkeit entinnen. Spiritualität ist

persönliches, innerliches Erleben des Glaubens und als solche entzieht sie sich der Regulierung und Disziplinierung seitens der kirchlichen Institutionen mehr als andere Religionsformen. Trotzdem ist sie zugleich *eine sehr intensive Kommunikationsform* – vor allen Dingen eine „direkte Kommunikation mit Gott“. Oft mündet sie aber auch in eine vertraute Kommunikation mit jenen ein, mit denen sich der Mensch selber entschlossen hat, diese Erfahrungen und Erlebnisse zu teilen. Das Interesse an Spiritualität führt keineswegs bloß in stille Einsamkeit ein, dieses Interesse ist auch Wiege und Quelle neuer einflussreicher Bewegungen oder auch kleinerer Gruppen, wo deren Mitglieder jene intime gegenseitige Nähe erfahren, die sie vielfach nicht nur in den traditionellen Pfarrgemeinden, sondern auch in eigenen Familien entbehren.

Die Spiritualität – und insbesondere ihre radikalste Form, die Mystik – pflegt praktisch im Laufe der ganzen Geschichte des Christentums über die Ufer und Grenzen zu treten, die die kirchlichen Institutionen und Traditionen für das religiöse Leben bestimmten. Die Mystiker waren nur selten ganz konform mit der Orthodoxie, wie sie das „Lehramt“ der hierarchischen Kirche festsetzte. Gewiss: manche großen Theologen (für alle sei nur Augustinus genannt) waren Mystiker, und manche Mystiker (Eckhart, Johannes vom Kreuz) inspirierten und inspirieren viele Philosophen sowie Theologen, heutzutage vielleicht noch mehr als früher. Die Hüter der Orthodoxie waren jedoch den Mystikern gegenüber immer vorsichtig. Oft (und vielfach nicht mit Unrecht) hat man sie eines gewissen Synkretismus verdächtigt, insbesondere der Hineinbringung gnostischer Elemente ins Christentum. Ernst Troeltsch war wiederum der Meinung, die Mystik bilde irgendeine dritte Form der Religion neben „Kirche“ und „Sekte“ – sie stelle eine Art universalistische Religionsphilosophie dar, die sich innerhalb einzelner Religionen durchsetzt.

Sicher lassen sich unter den Mystikern verschiedener Religionen nicht wenige Ähnlichkeiten finden. Auch diese Tatsache macht die Spiritualität sehr attraktiv – gerade in unserer Zeit, die einer Pluralität entfernter Kulturen sehr offen ist und ihnen huldigt, sich aber zugleich nach Universalität und Einigung sehnt. Manche Verfechter des interreligiösen Dialogs behaupten, dass gerade die Spiritualität – beispielsweise gemeinsame Meditation und gegenseitiges Mitteilen geistiger Erfahrungen – der ideale Ort für Begegnungen und Dialog sei. Während sich theologische Lehren (religiöse Doktrinen) und Rituale einzelner Religionen deutlich unterscheiden, weil sie jeweils dem gegebenen Kulturkontext angehören, überschreiten die Spiritualität und die Mystik diesen Kontext häufig und weisen (ähnlich wie die ethischen Grundregeln) etwas Gemeinsames und Universelles auf. Wir begegnen heute Bemühungen um eine „große Ökumene“ von Mönchen und Kontemplativen quer durch alle Religionen. Manche Christen, Buddhisten und Hinduisten (aber auch Bekenner mystischer Strömungen im Islam und im Judentum) behaupten, dass dort, wo die Gläubigen verschiedener Religionen nicht imstande sind, zu einer Übereinstimmung zu finden (im Bekenntnis- und Lehrbereich), sie doch imstande seien, gemeinsam zu schweigen und zu meditieren. Der berühmte Satz Wittgensteins „*Wovon man nicht sprechen kann, darüber muss man schweigen*“ bekommt in diesem Kontext eine neue Bedeutung.

II.

Um die Appelle und Dilemmata zu verstehen, die das Interesse an Spiritualität vor das heutige Christentum stellt, muss man einen kurzen Blick in die Geschichte des Christentums werfen. Eine der charakteristischen Quellen spiritueller Strömungen im Christentum sind unbestritten die „Wüstenväter“, Einsiedler und spätere Begründer des christlichen Mönchtums. Meiner Meinung nach stellte jener Exodus vieler Christen im vierten Jahrhundert und auch später in die Wüsten Palästinas, Syriens und Ägyptens eine Art Protest und Dissent gegen das Mehrheitschristentum dar, das im römischen Reich, in der neuen Freiheit und in den Privilegien allzu schnell heimisch geworden war – es ging also eigentlich um den Versuch christlicher Radikaler, in der Wüste eine Art alternatives Christentum zu gestalten. Dieses Wüstenchristentum hat die „eschatologische Euphorie“ der frühen Gemeinden bewahrt. Zum Unterschied von dem etablierten, mit „dieser Welt“ in beträchtlichem Maß konformen Christentum, in dem sich die Erwartung der neuen Erde und des neuen Himmels in eine individualisierte (am Schicksal der eigenen Seele interessierte) Eschatologie verwandelt hat, blieb in den frühen mönchischen Gemeinschaften jener eschatologische Abstand von der Welt (*saeculum*) bewahrt

Das Mönchtum und die Orden waren während der ganzen Geschichte Quelle nicht nur der spirituellen Erneuerung, sondern oft auch der damit verbundenen Reformen von Kirche und Gesellschaft.

und fand seinen Ausdruck im asketischen Lebensstil und in den mönchischen Gelübden (hauptsächlich denen der Armut und der Ehelosigkeit).

Eine der bemerkenswertesten Leistungen der alten Kirche ist, dass sie einem offenen Schisma vorgebeugt und dieses radikal alternative Christentum integriert und institutionalisiert hat in Form von Orden. Das Mönchtum und die Orden waren während der ganzen Geschichte Quelle nicht nur der spirituellen Erneuerung, sondern oft auch der damit verbundenen Reformen von Kirche und Gesellschaft. Anstelle von allen sei an die von Cluny erinnert, die die Teilung der Macht zwischen Staat und Kirche brachte, und jene Luthers, die zur Demokratisierung der Kirche sowie später der Gesellschaft beitrug. Die kirchliche Autorität war stets um eine Regulierung und Disziplinierung des spirituellen Radikalismus bemüht – insbesondere nach der Erfahrung mit Fällen, in denen die Funken dieses Radikalismus aus den Klöstern in die Laienschichten übersprangen und Revolutionsbrände entfalteten. Kein Wunder also, dass die Mystiker – einschließlich jener, die später kanonisiert und zu Kirchenlehrern erhoben wurden – in der Kirche unter Verdacht standen und häufigen Verfolgungen ausgesetzt waren.

III.

Die Spiritualität galt lange Zeit als Sprengstoff, der lediglich der Obhut erprobter Spezialisten anvertraut werden durfte, als ein zu starker Wein, nur für jene bestimmt, die sich (fast ausschließlich in den Klöstern) dem Streben nach



In verschiedenen Arbeitskreisen vertiefen die Teilnehmer der Tagung wesentliche Aspekte des Themas. Im Konferenzraum diskutierte man unter der Leitung

von Pfarrer Franz Reiser aus Freiburg. Er ist in der Ausbildung und Beratung für pastorale und geistliche Berufe im Erzbistum Freiburg tätig.

einer „größeren Vollkommenheit“ geweiht hatten. Sie waren es, die bestimmen sollten, wie viele Weintropfen oder in welcher Verdünnung der Wein den übrigen Christen zu gönnen sei. Diese sollten ihre Nahrung vielmehr aus sittlichen Anordnungen und passiver Teilnahme am Ritual schöpfen. Nur wenige Spiritualitätsformen wurden den breiten Volksschichten angeboten und sind auch bald volkstümlich geworden. Die Dominikaner popularisierten den Rosenkranz und die Franziskaner zwei Formen emotionalen Berührens des Menschseins Christi: die Weihnachtskrippe und den österlichen Kreuzweg.

Eine wichtige Position in der Spiritualität der Laien nimmt die *Devotio moderna* ein. Zu deren Entstehung scheint der häufig eintretende Notstand mittelalterlicher Laien beigetragen zu haben. Die im Mittelalter übermäßig gebrauchte Interdiktstrafe (eine Art Generalstreik der kirchlichen Institution) führte dazu, dass die der Sakramente und überhaupt der Liturgie beraubten Laien zu einer eigenen innerlichen, unmittelbaren Beziehung zu Gott finden mussten. Kein Wunder, dass diese Art und Weise, mit der man sich ohne die vermittelnde Rolle der institutionellen Kirche zu helfen wusste, den Boden für die Reformation bereitet hat.

Die heutige Hinwendung zu Spiritualität mag ebenfalls ein Ausdruck des „Notstands“ mancher Christen sein, für die die Institution Kirche unglaubwürdig geworden ist und deren Sprache – die liturgische und theologische Ausdrucksweise – unverständlich und „psychologisch unzugänglich“, weit entfernt von ihrer eigenen Sprache und Wirklichkeitsauffassung ist. Die Wendung von theologischer Vernunft zu einem unbestimmten frommen Gefühl und Erlebnis finden wir übrigens bereits in Fausts Antwort auf die Frage von Gretchen: „Gefühl ist alles; Name ist Schall und Rauch...“

Der sich auf theologische Vernunft stützende Glaube wird in der Aufklä-

rung (insbesondere bei Kant) durch einen höflichen Agnostizismus abgelöst. In den frei gewordenen Raum tritt dann im Romantismus Gefühl und „religiöse Erfahrung“ – lasst uns an Schleiermachers „Gefühl“ und James' späteres „religious sentiment“ erinnern. Diese werden nun als der eigentliche Kern der Religion verstanden: Institution, Dogmen und Ritual seien bloß eine Schutzschale oder sekundäre Interpretation jenes Kerns.

Die scholastische Ehe von Glaube und Vernunft hinterließ einen anfechtbaren Nachkommen: „Religion in Grenzen bloßer Vernunft.“ Die bereits in der mittelalterlichen Scholastik eine immer größere Rolle spielende Vernunft vergöttert in der Moderne sich selbst und belässt aus dem Christentum lediglich das, was vor dem Richterstuhl der Aufklärungsvernunft bestehen blieb.

Die „natürliche Religion“ der Aufklärung soll nun die traditionellen historischen, auf Offenbarung, Tradition und Autorität gründenden („positiven“) Religionen ersetzen. Die Aufklärung vertreibt die „positiven“ historischen Religionen aus den Salons vernunftgebender Gebildeter, sie erkennt höchstens ihren ästhetischen und emotionalen Wert an. Aber Schönheit und Gefühl sind gerade jene zwei Pfeiler, auf denen dann der Romantismus seine Rehabilitierung der Religion gründen wird. Die Aufklärung hat das Christentum in eine Religion der Vernunft und der Moral transformiert. Der Romantismus hat das Christentum reinterpretiert und es in eine Religion der Schönheit und des Gefühls umgewandelt.

IV.

Die Aufklärungsreligion des achtzehnten Jahrhunderts hat im neunzehnten Jahrhundert einen pseudoreligiösen Kult der Wissenschaft gezeugt, den Szientismus. Das romantische Christentum des neunzehnten Jahrhunderts hinterließ zwei noch heute lebende Nach-

kommen. Der eine ist der ästhetisierende Traditionalismus mit seiner konservativen Ideologie und Utopie, mit seiner Nostalgie nach dem Mittelalter (genau gesagt nach dem, wie sich die Romantik das Mittelalter vorstellte). Der andere ist die pietistische Hinwendung zum stillen Heiligtum des Herzens, in dem der Mensch Zuflucht vor dem Lärm der Moderne sucht. Diese beiden „Nachkommen der romantischen Religion“ ergänzen und begleiten einander manchmal. Häufig wenden beide der modernen säkularen Gesellschaft, der „Konsumwelt“, der technischen Zivilisation und so weiter angewidert ihren Rücken zu. Sie stellen zwei Gesichter des zwischen den Jahren 1848 und 1958 vorherrschenden Katholizismus dar, als die Kirche sich selbst als eine von Feinden umlagerte Bastion sah. Es ist die Gestalt des Katholizismus als Kontrakultur gegen die europäische Moderne, den Katholizismus der Ära des „antimodernistischen Kampfes“ und die Dominanz des Neothomismus als offizielle Ideologie. Ein typisches Beispiel der Beziehung damaliger „offizieller Theologen“ zur älteren mystischen Tradition ist der Versuch von Garrigou-Lagrange, das Werk des Johannes vom Kreuz im Geist neothomistischer Metaphysik zu reinterpretieren.

Diese Mentalität erzeugt eine süßlich sentimentale Spiritualität – im Geiste dieses billigen, sentimental Kitsches werden unverzüglich sogar die äußerst beachtenswerten Persönlichkeiten wie zum Beispiel Thérèse von Lisieux interpretiert. Außerdem überlebt weiter auch die durch das Leiden Jesu ausgeübte sadomasochistische Faszination – ein Beispiel dafür sind die Visionen von Anna Katharina Emmerick, ein Kultbuch der späten Romantik, in unserer Zeit in eine Filmgestalt unter dem Titel „Die Passion Jesu Christi“ umgeschrieben durch den Traditionalisten Mel Gibson, Hollywood-Regisseur und -Darsteller von Actionfilmen.

V.

An dieser Stelle möchte ich eine treffende Aussage des zeitgenössischen Schriftstellers Thomas Moore zitieren, nämlich aus seinem Buch „Dark Eros“. Er sagt: Das Heilige, das dem siegreichen Zug der Vernunft- und Moral-Religion der Aufklärung das Feld räumte, habe sich in zwei Bereichen niedergelassen, vor denen der Aufklärungsvernunft stets schwindelte – im Sex und in der Gewalt. Diese seine Einsicht scheint mir zugleich die Erklärung dafür zu sein, warum gerade Sex und Gewalt heutzutage dominante Themen der „Spiritualität“ kommerzieller Massenmedien sind. In meinen Artikeln und Büchern verteidige ich oft die These, dass die Massenmedien zur „Religion unserer Zeit“ geworden sind, während das Christentum aufgehört hat Religion zu sein. Die Medien erfüllen heute eine Reihe typischer sozial-kultureller Rollen der Religionen: sie interpretieren die Welt, sie entscheiden über das, was wahr und wichtig ist (wahr ist das, was man „mit eigenen Augen“ auf dem Fernsehbildschirm sah, und wichtig das, was in den Nachrichten an vorderster Stelle stand), sie bieten große Symbole und Teilnahme am Geschehen an, sie üben starken Einfluss auf den Denk- und Lebensstil von Millionen von Menschen. Geht es hier lediglich um die formale oder auch um die Inhaltsseite? Die Medien unserer Zeit übermitteln gewiss keine einheitliche Doktrin, sie sind meinungsmäßig pluralitär und bunt – aber bietet nicht diese bunte „Unterhaltungsindustrie“ eine bestimmte und sehr einflussreiche Spiritualität an? Ein Beispiel für alle: Sehr vielen Menschen, die ihr eigenes Leben als leer, banal und wertlos empfinden, bringt das Fernsehen ein reiches Angebot an „geheimem, geheimnisvollem Teilnehmen“ (*participation mystique*) am virtuellen Leben von Celebritäten oder Helden der Fernsehserien.

Während des Zweiten Vatikanischen Konzils verzichtete die Kirche auf ihre Mentalität einer „umlagerten Festung“

Die scholastische Ehe von Glaube und Vernunft hinterließ einen anfechtbaren Nachkommen: „Religion in Grenzen bloßer Vernunft.“

und deklarierte ihren Willen zum Dialog: zu ökumenischem Dialog, zu interreligiösem Dialog und zu einem Dialog mit der säkularen Welt. Die nachkonziliare Erneuerung brachte Änderungen auf dem Gebiet der Liturgie sowie im Bereich bestimmter Strukturen kirchlicher Institutionen, eröffnete den Raum für neue Richtungen der Theologie und der Pastoralpraxis. Meinem Empfinden nach hat die Erneuerung aber keine ausgeprägte Erneuerung der Spiritualität mit sich gebracht – falls mit Spiritualität nicht bloß das allgemeine „Klima“ in der Kirche gemeint ist.

Die neuen Strömungen in der katholischen Spiritualität zeigten sich größtenteils erst später, und zwar infolge ökumenischer und interreligiöser Kontakte. In einigen katholischen Kreisen kam ein inniges Interesse am christlichen Osten zutage, an dessen Spiritualität, Liturgie und Kunst. Von der protestantischen Seite, insbesondere aus den evangelikalen Gebetskreisen an den amerikanischen Universitäten, sprang in das katholische Milieu ein Funke pentekostaler Spiritualität über, die sich später in der Gestalt der Bewegung charismatischer Erneuerung etablierte. Neben dem evangelikalen Stil emotionaler

Versammlungen, spektakulärer „Heilungen“, „Betens in Sprachen“ sowie Exorzismus haben bestimmte katholische Charismatikergruppen auch einige charakteristische Züge der evangelikalen fundamentalistischen Theologie übernommen, vor allem die Dämonisierung der außerchristlichen Spiritualität. Die Kontakte einiger katholischer Missionare mit der Kultur des Fernen Ostens brachten im Gegenteil Versuche mit sich, die geistliche Praxis des Christentums um manche aus den außerchristlichen Spiritualitäten übernommenen Elemente zu bereichern – aus dem Hinduismus (gewöhnlich geht es um Kombinationen von Radscha-Yoga und Advaita Vedanta) und aus dem Buddhismus (insbesondere aus dem Zen, manchmal auch aus dem Theravada und Tantra). Versuche um eine „*Inter-spiritualität*“ oder den so genannten

Meine ganze Theologie ist ein großer Protest gegen die Verflachung des Christentums, das sich zufrieden gibt mit der staunenden Freude über die Harmonie.

„Tiefenökumenismus“ gehören zum allgemeineren Trend einer „mannigfachen religiösen Identität“. Gegenwärtig scheint auf diesem Gebiet eine Kombination von Buddhismus und Judaismus die meistverbreitete zu sein, beliebt insbesondere in den USA. Berechtigt bleibt gewiss die Frage, inwieweit es in den einzelnen Fällen dieser „Durchdringung der Welten“ um einen „Gabenaustausch“ zwischen verschiedenartigen Zivilisationen geht (wie es Johannes Paul II. im Zusammenhang mit den Beziehungen des kirchlichen Ostens und Westens bezeichnete) oder vielmehr um eine neue Variante utopischer Bemühungen, ein „religiöses Esperanto“ zu schaffen.

Carl Gustav Jung behauptete, das Christentum habe sich allzusehr auf die Moral konzentriert sowie auf eine „äußerliche Nachfolge Christi“ als „moralisches Vorbild“ und habe die Nachfolge als die Kunst des Transformierens des eigenen Ich in Christus vernachlässigt. Jung suchte nach irgend-einer Analogie von „Yoga“ in der christlichen Tradition und meinte sie in der Alchemie gefunden zu haben. Jung wurde übrigens einer der Paten der postmodernen Spiritualität, jener des „New Age“ samt deren Faszination durch Okkultismus und Esoterik.

Falls ein Katholik manche Züge postmoderner Spiritualität als „häretisch“ bezeichnet, sollte er sich Chestertons Definition der Häresien ins Gedächtnis rufen: Häresien sind verrückt gewordene Wahrheiten. Mir scheinen die „Häresien“ etwas wie Komplexe in der Sicht der Tiefenpsychologie zu sein: das, was vernachlässigt, unterschätzt, aus dem bewussten Sinn und Denken vertrieben wurde, hört nicht auf zu existieren – in den Tiefen des Unbewussten nehmen diese Teilchen eine Menge psychischer Energie auf, werden zu einem „Konkurrenz-Ich“ und stören die Harmonie des Seelenlebens, falls sie aus den Tiefen des Unbewussten nicht aufgefischt und in das zu erweiternde Bewusstsein wieder integriert werden. Das, was die Kirche vernachlässigt, abgelehnt, unterschätzt hatte, wurde in der Regel zu einer „verrückt gewordenen, verirrten Wahrheit“. Auch manche „wilde Formen“ der postmodernen Spiritualität sollten die Theologen zum Nachdenken darüber bringen, ob sie darin nicht kostbare Fragmente vergessener Aspekte der

Freiheit, „Samen des Logos“ suchen sollten.

Die großen Kritiker des Christentums wie Nietzsche oder Jung fanden im Christentum ihrer Zeit nicht das, was ihnen besonders am Herzen lag: die Möglichkeit, sowohl in der *Wahrheit des Tages* als auch in der *Wahrheit der Nacht* zu sein, sowohl die Welt der Vernunft und Ordnung als auch die Welt der Tragik und Leidenschaft ernst zu nehmen, sich dem „Spinnennetz der Vernunft“ entziehen zu können. Etwas Ähnliches hatte offensichtlich mein Lehrer Jan Patočka im Kopf, als er vom Christentum als dem „unvollendeten Projekt“ sprach.

Meine ganze Theologie ist ein großer Protest gegen die Verflachung des Christentums, das sich zufrieden gibt mit der staunenden Freude über die Harmonie. Zufriedenheit mit der vernünftigen Ordnung und dem „intelligenten Plan“ in der Natur und Geschichte: einen solchen „apollonischen“ beziehungsweise „ästhetischen“ Glauben betrachte ich als oberflächlich, im Grunde genommen als heidnisch und unchristlich – als eine einseitige Verknappung. Die Freude über die Harmonie der göttlichen Ordnung sollte nur ein Aspekt unseres Glaubens sein; sie bleibt jedoch einseitig „häretisch“, wenn sie die zweite Seite der Erfahrung verdrängt, die – vor allem in Abgrenzung zur ersten Seite – dunkel, chaotisch, absurd und tragisch ist. Erst ein solches Verständnis des Lebens, in dem beide Seiten – „hell“ und „dunkel“ – zu ihrem vollen Recht kommen, das nicht der Versuchung einer vereinfachenden Einseitigkeit erliegt, sondern Raum für beide Erfahrungen mit der Welt und dem Leben bietet, verdient unsere Zustimmung.

Nietzsche hatte recht, als er dem Christentum seiner Zeit vorwarf, es lasse sich zu sehr vom „apollonischen“ Geist des Tages, des Lichts, des Guten und der Vernunft beherrschen. In derselben Tradition erinnert Patočka in seinem letzten und wichtigsten Werk an die Möglichkeit und Notwendigkeit der *Umkehr*, die wie eine Frucht aus den tragischen Erfahrungen unserer Zeit – der „späten Zeit“ –, die von einem „Schwenk in die Nacht des Nichtseins“ geprägt ist, erwächst. Die Christen der Neuzeit haben vielfach den Gottesglauben, der sich in den biblischen Geschichten und der christlichen Tradition findet, mit der naiv-optimistischen Prämisse der Aufklärung verwechselt – und einige verwechseln ihn noch bis heute damit; eine Prämisse, die besagt, dass „irgend etwas über uns“ ist, das sich doch darum kümmern muss, dass die Welt gemäß unserer Vorstellungen und Erwartungen funktioniert. Wenn Atheisten behaupten, dass ein solcher Gott nicht existiert, müssten die christlichen Theologen die ersten sein, die dem zustimmten.

Ich bin tief davon überzeugt, dass harte geschichtliche Erfahrungen – die äußere Verfolgung und die innere Krise – und das Stahlbad der Kritik, durch welches das Christentum in der Zeit der Moderne gegangen ist, den Christen heute die *Möglichkeit* eröffnen, ihr Verständnis und Erleben des Glaubens zu vertiefen. Ein erwachsenes Christentum (von dem Dietrich Bonhoeffer, der Prophet des „religionslosen Christentums“ und der „teuren Gnade“, im Gefängnis träumte) wird weder ein „Platonismus für's Volk“ sein, noch ein Schlafmittel, um von überweltlichen Belohnungen zu träumen. Wir sind dazu berufen, uns nicht nur „mit den Fröhlichen zu freuen“, sondern auch „mit den Weinenden zu weinen“.

Mir geht es darum, dass wir im Zuge des Triumphalismus und der billigen Tricks einer ausgeklügelten Apotheik



Professor Tomáš Halík, Träger des Romano Guardini Preises der Katholischen Akademie und immer wieder gern gesehener Gast im Haus, nutzte

seine Teilnahme an der Tagung auch zu intensiven Gesprächen – hier mit Ordensschwestern.

nicht die „Teilwahrheit“ derer verlieren, die den Glauben als Trost ablehnen, weil sie ein Kreuz großen Leids tragen. Das Leiden über den „Sinnverlust“, das Erleben der Welt als absurdes Chaos (wie es zum Beispiel in einem Großteil der zeitgenössischen Kunst zum Ausdruck kommt) ist eine wertvolle Erfahrung mit der unerlösten Welt.

VI.

Das billig lächelnde Christentum, das mit dem Evolutions-Optimismus der Ideologen des immer währenden Fortschritts und Wachstums des Guten konform geht, müsste in Wirklichkeit viel mehr als „Opium“ oder anderes Schmerzmittel für den Menschen verachtet werden, da es überdies auf lange Sicht unwirksam ist und eher schadet als heilt.

Wenn wir nicht den großen spirituellen und theologischen Wert der Erfahrung der *Nacht* erkennen (und statt dessen nur bei der „Logik des Tages“ bleiben), wird unsere Theologie und Spiritualität seicht. Zur Wahrheit gelangen wir nicht, indem wir uns um eine widerspruchsfreie und alles erklärende Theorie bemühen – wir können sie nur als buntes Mosaik entdecken, in dem auch ein farbloses Steinchen nicht fehlen darf (und keines der Steinchen können wir nur deshalb verwerfen, weil es unseren Geschmack nicht trifft oder uns ein Dorn im Auge ist). Im Grunde genommen entspricht die ehrliche philosophische und theologische Arbeit dem Komponieren einer Symphonie, bei dem man Disharmonien und unkonventionelle Tonfolgen nicht im Vorhinein ausschließen darf.

Die christliche Hoffnung steht außerhalb des Streits zwischen Optimismus und Pessimismus – sie ist mit keiner dieser beiden Seiten deckungsgleich. In einem meiner Bücher habe ich zu zeigen versucht, dass der Optimismus der Aufklärungstradition nur die entleerte, verweltlichte Karikatur der christlichen Tugend der Hoffnung ist. Auch Pessimismus und Nihilismus sind freilich nur „verirrte Wahrheiten“ – wenn sie sich aus einer gefährlich einseitig ausgelegten Lehre über die Erbsünde und ihre Folgen ergeben. Der Christ ist heute allerdings nicht dazu berufen, siegreich zu konstatieren, dass seine Theologie die sich durch die Aktualisierung alter Illusionen neu aufbauenden Abgründe überbrücken kann. Vielmehr ist es notwendig, diese Erfahrungen des zeitge-

nössischen Menschen *mitzuerleben und im Glauben zu ertragen* – und so das Versprechen der Kirche, das auf dem letzten Konzil gegeben wurde, zu erfüllen, dass nämlich „die Freude und Hoffnung, Trauer und Angst des Menschen unserer Zeit die Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi ist“.

BR α logos

Ausgewählte Veranstaltungen der Katholischen Akademie sind in BR-alpha, dem Bildungskanal des Bayerischen Fernsehens, zu sehen. Die journalistisch aufbereiteten 45-minütigen Beiträge werden vierzehntägig in der Reihe „alpha-logos“ am Sonntagabend, jeweils von **19.30 bis 20.15 Uhr**, gesendet. Sie bieten Originalauszüge aus den Vorträgen und Diskussionen, Interviews mit den Referenten sowie vertiefende Informationen.

Die Sendungen der Reihe werden vierzehntägig sonntags wiederholt. Gezeigt wird immer der Beitrag, der in der Vorwoche um 19.30 Uhr zu sehen war.

Noch ein Hinweis

Die Sendungen der „alpha-logos-Reihe“ sind jeweils ein Jahr lang auch auf der Homepage von BR-alpha abzurufen und können damit jederzeit auf dem heimischen Computer gesehen werden. Die Internetadresse lautet: <http://www.br.de/fernsehen/br-alpha/sendungen/logos/logos104>

Eine aktualisierte Programmorschau finden Sie unter <http://mediathek.kath-akademie-bayern.de/akademie-bei-br-alpha>

Religiöse Pluralisierung als Herausforderung und Chance für Spiritual Care

Alexander-Kenneth Nagel

1. Einführung

Um der Wahrheit die Ehre zu geben, sollte ich sagen, dass ich bis zur Anfrage von Herrn Roser für diese Tagung rein nichts über das Handlungsfeld „Spiritual Care“ wusste. Ich spreche also heute nicht als Experte für Spiritual Care zu Ihnen, sondern als interessierter Gast vom Stamme der Religionssoziologen.

Der Ausgangspunkt meiner Überlegungen ist ein Beitrag von Eckhard Frick in „Spiritual Care. Zeitschrift für Spiritualität in den Gesundheitsberufen“. Darin heißt es: „Die Implementierung von Spiritual Care muss kultursensitiv sein und sprachliche, religiöse, politische und soziale Besonderheiten der Länder, Regionen und Institutionen berücksichtigen.“ Im Fokus der Kultursensitivität steht hier die Akkommodation von Spiritual Care an die spezifischen Bedingungen verschiedener (europäischer) Länder. Das hier Gesagte dürfte analog allerdings auch für die Folgen kultureller und religiöser Pluralisierung in diesen Ländern gelten, und für die Herausforderungen, die sich daraus für Spiritual Care ergeben.

Daran möchte ich mit zwei Leitthesen anschließen. Erstens: Religiöse Pluralisierung stellt Anfragen an die Balance zwischen multireligiöser Eindeutigkeit und interreligiöser Öffnung von Spiritual Care. Auch wenn Pluralisierung vordergründig Wasser auf die Mühlen des offenen, spirituellen Ansatzes von Spiritual Care ist, kann sie hintergründig einen Zwang zur Vereindeutigung mit sich bringen. Der Mechanismus ist in der zweiten These angezeigt: Gerade bei der Implementierung eines pluralistischen Spiritual Care Netzwerkes können Spannungen zwischen einem institutionsfernen Verständnis von Spiritualität und dem Selbstverständnis und symbolpolitischen Anliegen religiöser Migrantorganisation entstehen.

Diesen Thesen möchte ich in einem 4-Punkte-Plan nachgehen. Im ersten Teil meines Vortrages gehe ich auf einige allgemeine Aspekte religiöser Pluralisierung ein, dies umfasst theoretische Überlegungen zur Auswirkung von Pluralisierung auf das religiöse Feld, einige statistische Daten zu religiösen Migrantengemeinden in Deutschland sowie einige Impressionen zu charakteristischen Erscheinungsformen religiöser Vielfalt.

Im zweiten Teil wende ich den Blick von der abstrakten Pluralisierung auf interreligiöse Aktivitäten wie Dialogveranstaltungen oder Friedensgebete. Wie wird hier die Balance zwischen religiöser Öffnung und Eindeutigkeit gestaltet? Im dritten Teil des Vortrages bewege ich mich noch ein Stück näher an Ihr Handlungsfeld heran und betrachte sogenannte Räume der Stille in Krankenhäusern und Hospizen. In der Gestaltung dieser Räume kommen institutionelle Haltungen zu religiöser Pluralisierung zum Ausdruck, dabei lassen sich ein multireligiöser und ein spiritueller Raumtypus kontrastieren. Viertens möchte ich mit einigen Überlegungen und Thesen zur Relevanz des Gesagten für eine interreligiöse Gestaltung von Spiritual Care schließen.



Prof. Dr. Alexander-Kenneth Nagel, Juniorprofessor für Sozialwissenschaftliche Religionsforschung am Ruhr-Centrum für Religionswissenschaftliche Studien der Universität Bochum

2. Überlegungen und Befunde zu religiöser Pluralisierung

In der religionssoziologischen Debatte über religiöse Pluralisierung und ihre Folgen lassen sich klassisch zwei konkurrierende Stränge unterscheiden: Da ist zum einen der wissenschaftliche Ansatz des (frühen) Peter L. Berger, der davon ausgeht, dass das Nebeneinander unterschiedlicher exklusiver religiöser Wahrheits- und Geltungsansprüche letztlich zu einem Verlust der Plausibilität jeder einzelnen Tradition führt. Damit verbunden sind eine relativistische Grundhaltung und ein warenförmiger Bezug zur Religion als psychohygienisches Wellness-Angebot, mithin also ein umfassender Bedeutungsverlust oder doch zumindest eine Privatisierung und mithin Spirituaalisierung von Religion. Genau anders herum argumentiert die sogenannte religionsökonomische Schule um Rodney Stark und Roger Finke: Die Auflösung staatskirchlicher Monopole und die Pluralisierung des religiösen Marktes führt zu steigendem Wettbewerb und „Produktinnovationen“. Die Folge ist eine Verbesserung des religiösen Angebots (verbunden mit eindeutigen Profilierungsbestrebungen verschiedener Traditionen) und mithin ein gesamtgesellschaftlicher Bedeutungsgewinn von Religion. Beide Zugänge thematisieren Pluralisierung aus einer Vogelperspektive und sind letztlich an Megatrends wie Säkularisierung oder religiöser Revitalisierung interessiert. Kritiker haben darüber hinaus auf die zu einseitige Orientierung an der Religionslandschaft der USA und die fehlende historische Tiefe dieser Überlegungen verwiesen.

Ein Grund mehr, einen kursorischen Blick in die europäische Religionsgeschichte zu werfen. Religiöse Vielfalt ist in Europa historisch nicht die Ausnahme, sondern der Normalfall: Schon lange vor den Reformationskriegen und

dem Westfälischen Frieden war die städtische Kultur der Spätantike geprägt durch das weitgehend friedliche Nebeneinander unterschiedlichster Mysterienkulte. Anders als die Bezeichnung „Mysterium“ suggeriert, waren diese Kulte – und damit die religiöse Vielfalt selbst – durchaus sichtbar und öffentlich: Ihre Kulthäuser befanden sich teilweise in unmittelbarer Nachbarschaft. Einige Rituale waren regelrechte Publikumsattraktionen, etwa das sogenannte „Tauro-bolium“, bei dem ein Stier über einer Grube mit einem Holzgitter rituell geschlachtet wurde, so dass sich sein Blut über einen in der Grube sitzenden Anhänger ergoss. Zudem veranstalteten einzelne Kulte regelmäßige Opfermähler, in denen das Fleisch geopferter Tiere gemeinsam verzehrt wurde, und zwar nicht nur von den jeweiligen Anhängern, sondern von allen Bewohnern des Viertels. Die Teilnahme an diesen Festen war ein fester Bestandteil des städtischen Zusammenlebens: wer nicht daran teilnahm, machte sich (wie die frühen christlichen Gemeinden) als „Integrationsverweigerer“ verdächtig.

Waren es in früheren Zeiten vor allem Händler und Reisende, die religiöse Ideen und Kultbilder im Gepäck hatten, so sind heute globale Bewegungen von Arbeits- und Fluchtmigration die zentrale Antriebskraft religiöser und kultureller Pluralisierung. Die zehn größten Migrantreligionen in Deutschland stellen mit knapp 5 Millionen Anhängern gut sechs Prozent der deutschen Gesamtbevölkerung. Ich stütze mich dabei auf eine Zusammenstellung des Religionswissenschaftlichen Medien- und Informationsdienstes REMID, der Statistiken aus unterschiedlichen Quellen zusammenführt.

Es wird nicht überraschen, dass sunnitische Muslime mit gut 2,5 Millionen Personen die größte Gruppe bilden. Dabei ist der Ausdruck ‚Gruppe‘ insofern irreführend, als hinter dieser Zahl verschiedene, meist landmannschaftlich organisierte Verbände stehen. Im Unterschied dazu haben die 500.000 Aleviten in aller Regel einen gemeinsamen (türkischen) Migrationshintergrund. Schiiten bilden innerhalb der islamischen Traditionen mit 225.000 Anhängern eine klare Minderheit. Nach den Muslimen stellen orthodoxe Christen aus unterschiedlichen Herkunftsländern die zweitgrößte Population dar, sie kommen zusammen auf knapp 1,2 Millionen Anhänger, wobei Griechisch-Orthodoxe die größte Einzelgruppe stellen. Im Unterschied dazu ist der Anteil zugewanderter Juden, Buddhisten und Hindus in Deutschland sehr gering: Bei den knapp 200.000 Juden handelt es sich überwiegend um Kontingentflüchtlinge aus der früheren Sowjetunion, die 140.000 Buddhisten mit Migrationshintergrund (die etwa 130.000 konvertierten Buddhisten sind hier nicht berücksichtigt) kommen in der Regel aus Vietnam oder Thailand und ein großer Teil der gut 90.000 Hindus sind tamilische Bürgerkriegsflüchtlinge aus Sri Lanka.

Nach diesen vielen Zahlen nun noch ein paar Impressionen, wie religiöse Vielfalt sich konkret gestaltet: Aus den Medien bekannt sind die Modellzeichnungen der im Bau befindlichen DITIB-Zentralmoschee in Köln. Der Entwurf vereint klassische Architektur wie Kuppeln und zwei prominente Minarette mit einer modernen Formensprache. Er ist geprägt durch eine Ästhetik der Offenheit und Transparenz gegenüber der Aufnahmegesellschaft, die sich zum Beispiel in den zahlreichen Glasfassaden zeigt. Der hinduistische Sri-Kamadchi-Ampal-Tempel in Hamm steht mit einem reich verzierten, 17 Meter hohen Torturm (Gopuram) ganz im Zeichen klassischer südindischer Tempelarchitektur.

Für die Verzierungen wurden eigens speziell ausgebildete Tempelhandwerker aus Indien eingeflogen. Dennoch gehen beide Gebäude auf die Entwürfe deutscher Architekten zurück. Die Viêngiác-Pagode in Hannover schließlich wurde von einem vietnamesischen Architekten entworfen und besteht aus einer großen Gebetshalle und einem 24 Meter hohen Turm. Sie gehört nach eigener Auskunft zu den größten und vom Baustil her modernsten Pagoden außerhalb von Vietnam. Die Auswahl dieser drei Beispiele soll deutlich machen, dass die Errichtung repräsentativer Gebäude keine Besonderheit der in Deutschland lebenden Muslime ist, sondern auch von anderen religiösen Traditionen angestrebt wird.

Für die interreligiöse Gestaltung von Spiritual Care ist die Sichtbarkeit religiöser Migrantorganisationen relevant, um potentielle Kooperationspartner zu gewinnen. Sichtbarkeit erleichtert in diesem Fall nicht nur die Kontaktaufnahme, sondern steht auch für einen Prozess der organisatorischen Verdichtung und Professionalisierung innerhalb der entsprechenden Gemeinden. Zu beachten ist dabei, dass religiöse Migrantorganisationen immer multifunktional sind: Glaubenspraxis, Brauchtumpflege, Fürsorge und politische Mobilisierung liegen dicht beieinander. So verstanden ist jeder Moschee- oder Tempelverein auch eine Wohlfahrtseinrichtung mit einem eigenen Verständnis von Seelsorge und Pflege.

Pluralisierung wird aber nicht nur da konkret, wo sie sichtbar wird, sondern auch dort, wo religiöse Migrantengemeinden sich aufgrund ähnlicher Bedingungen benachbart finden. Ein Beispiel dafür findet sich im Gewerbegebiet Dortmund-Kley. Zwischen IKEA und

Für die interreligiöse Gestaltung von Spiritual Care ist die Sichtbarkeit religiöser Migrantorganisationen relevant, um potentielle Kooperationspartner zu gewinnen.

Staples-Großmarkt hat sich hier ein besonderes interreligiöses Arrangement etabliert, das im folgenden Bild anschaulich wird: Zu sehen sind zwei Mönche in orangenen Gewändern, die auf Plastikstühlen an einer Bierzeltbank sitzen. Der improvisierte Tisch ist mit Blumengestecken reich geschmückt, davor kniet eine Frau und bringt den Mönchen eine Gabe dar. Im Hintergrund sieht man eine Backsteinkirche, die durch einen Bauzaun vom buddhistischen Geschehen abgetrennt ist. Dennoch ist es keine Geschichte der Abgrenzung, die hier zu erzählen ist, sondern der Verbindung: Bei der Kirche im Hintergrund handelt es sich um die ehemals katholische Herz-Jesu-Kirche, die aufgrund von Mitgliedermangel und Gemeindezusammenlegungen im Jahr 1996 an eine serbisch-orthodoxe Gemeinde veräußert wurde. Zu dem Gelände gehört neben der Kirche noch ein weiteres Gebäude, das als Kindergarten genutzt wurde. Nachdem ihre Kinder aus dem Gröbsten heraus waren, verkaufte die serbisch-orthodoxe Gemeinde dieses Gebäude an den Thailändisch-Buddhistischen Dhammabharami-Tempel, der auf dem Außengelände seither regelmäßige Tempelfeste veranstaltet.

Die Szenerie macht deutlich, wie religiöse Vielfalt in Religionskontakt übersetzt wird und welche Rolle dabei auch die religiöse Transformation der

Aufnahmegesellschaft spielen kann. Der Wunsch nach religiöser Beheimatung auf der einen und die Restriktionen der Migrationssituation auf der anderen Seite (Mangel an Geld, Mitgliedern, Kontakten, Reputation) schaffen neue interreligiöse Kontaktzonen. Das Beispiel der katholisch-serbisch-orthodox-buddhistischen Kontaktzone mag anekdotisch anmuten, dennoch lassen sich bei genauerem Hinsehen ähnliche Konstellationen finden, seien es multiethnische Moscheen und Freikirchen oder die Kombination von Hindutempel und Sikh-Gurudwara. Insgesamt sollte deutlich geworden sein, dass religiöse Pluralisierung als Chance und Herausforderung für Spiritual Care auf das Engste mit der Etablierung religiöser Migranten-gemeinden verknüpft ist.

3. Strukturierte Formen interreligiöser Arbeit

Im zweiten Abschnitt meines Vortrages richte ich den Fokus von den allgemeinen Erscheinungsformen religiöser Pluralisierung auf strukturierte Formen interreligiöser Arbeit. Ausgehend von meiner Leitthese steht dabei v.a. die Balance von Eindeutigkeit und Öffnung in verschiedenen interreligiösen Aktivitäten im Vordergrund.

Da sind zunächst interreligiöse Nachbarschaftstreffs. Dabei handelt es sich zumeist um lokale Netzwerke religiöser Laien, die sich oft schon lange kennen und teilweise enge persönliche Bekanntschaften unterhalten. Der gemeinsame Fokus der interreligiösen Arbeit liegt hier auf einer Nachbarschaft oder einem Quartier, man trifft sich in Gemeindeflächen oder in Privaträumen. Der Umgang mit religiöser Vielfalt beruht eher auf Öffnung als auf Eindeutigkeit: Zwar kommen die Beteiligten als Angehörige unterschiedlicher religiöser Traditionen zusammen, verstehen sich aber in der Regel nicht als deren Repräsentanten. Religiöse und kulturelle Unterschiede bilden also möglicherweise den Ausgangspunkt interreligiöser Nachbarschaftstreffs,



Prof. Dr. Eckhard Frick SJ, Professor für Spiritual Care an der LMU München und einer der Pioniere auf diesem

Forschungsgebiet, wirkte intensiv an der Tagung mit. Hier begrüßte er die Teilnehmer.

werden dann aber durch einen inklusiven Entwurf der nachbarschaftlichen Gemeinschaft überlagert.

Ganz anders die klassischen interreligiösen Dialogveranstaltungen. Hier liegt der Fokus dezidiert auf themenbezogenem religiösem Austausch, etwa über dogmatische oder sozialetische Fragen. Dialogveranstaltungen finden zumeist in religiösen Gebets- oder Versammlungsräumen statt, ihre Sozialform ist meist

gekennzeichnet durch einen harten Kern religiöser Spezialisten (Theologen, Religionspädagogen, Gemeindeführer) und einen weiteren Kreis interessierter Laien. Dabei beruht der Umgang mit religiöser Vielfalt auf Eindeutigkeit und Repräsentation. Es geht im Kern um die Kultivierung religiöser Differenz, um Selbstvergewisserung und Anerkennung oder zumindest Toleranz gegenüber dem Anderen.

Während Dialogveranstaltungen vor allem auf der kognitiven Dimension gegenseitiger Wissensvermittlung und Aufklärung beruhen, liegt der Fokus in interreligiösen Friedensgebeten stärker auf geteilter religiöser Erfahrung und Performanz. Friedensgebete finden in der Regel in größeren religiösen Versammlungsräumen, zuweilen auch in den Räumlichkeiten öffentlicher Einrichtungen statt und umfassen im Vergleich zu den bisherigen Formaten deutlich mehr Teilnehmer, die sich untereinander weniger kennen. Im Umgang mit religiöser Vielfalt wird Öffnung und Eindeutigkeit häufig über einen zweistufigen Aufbau austariert: Auf ein sequentielles oder multireligiöses Gebet, in dem Vertreter und Angehörige unterschiedlicher Religionsgemeinschaften im Beisein der anderen beten (Eindeutigkeit durch Repräsentation), folgt oft ein gemeinsames Abschlussgebet für Frieden und Toleranz (Öffnung durch gemeinsame Gebetspraxis).

Ein neueres Format interreligiöser Veranstaltungen sind schließlich größere Events wie das interreligiöse Fußballturnier „Anstoß zum Dialog“, das seit der WM 2006 in Deutschland jährlich in der Wiege des Fußballs, der Ruhrgebietsstadt Dortmund, stattfindet. Im Zentrum steht dabei ein Spiel lokaler Pfarrer gegen Imame, das von einem jüdischen Schiedsrichter gepfiffen wird. Darum herum gibt es ein breites Rahmenprogramm von Kinder- und Jugendturnieren, folkloristischen Musik- und Tanzdarbietungen der beteiligten Religionsgemeinschaften. An diesem Beispiel wird deutlich: interreligiöse Events sind gemeinsame Feiern

oder Sportereignisse, die in der Regel an öffentlichen Orten, auf Straßen oder Plätzen stattfinden und durch ein hohes Besucheraufkommen sowie ein hohes Maß an Fluktuation gekennzeichnet sind. Auch hier halten sich Eindeutigkeit und Öffnung im Umgang mit religiöser Vielfalt tendenziell die Waage: Zum einen fungieren die mitwirkenden Religionsgemeinschaften ganz klar als Vertreter ihrer religiösen Tradition (siehe die Team-Konstellation im genannten Fußball-Exempel), zum anderen fungieren die religiösen Unterschiede in erster Linie als Rahmen für verbindende Erfahrungen des sportlichen Wettstreits oder gemeinsamen Feierns.

Dabei beruht der Umgang mit religiöser Vielfalt auf Eindeutigkeit und Repräsentation.

Diese notwendig kursorische und unvollständige Tour d'Horizon durch unterschiedliche interreligiöse Formate sollte deutlich machen, dass die Balance zwischen religiöser Öffnung und Eindeutigkeit eine zentrale Herausforderung interreligiöser Arbeit ist und verschieden ausgestaltet werden kann.

4. Räume der Stille in Krankenhäusern und Hospizen

In einem weiteren Schritt möchte ich diesen Gedankengang näher an den Handlungskontext von Spiritual Care herantragen und dazu den Fokus auf sogenannte Räume der Stille in Krankenhäusern und Hospizen richten. Hier lassen sich schematisch zwei Varianten unterscheiden: ein spiritueller Raumtypus, der stärker auf religiöse Öffnung beziehungsweise Universalisierung setzt, sowie ein multireligiöser Typus, der auf (vermeintlich) eindeutigen Repräsentationen einer Auswahl religiöser Traditionen beruht.

Kommende Akademieveranstaltungen

Diese Terminvorschau ist vorläufig. Sie entspricht dem Stand unserer Planungen. Zu allen Veranstaltungen werden rechtzeitig jeweils gesonderte Einladungen ergehen. Dort finden Sie dann das verbindliche Datum und den endgültigen Titel.

Junge Akademie in Zusammenarbeit mit der KHG der TUM

Donnerstag, 9. Januar 2014
„7 christliche Updates“ (5. Abend)
Der Tod hat nicht das letzte Wort!

Symposium

Freitag, 17. Januar 2014
Anlässlich seines 1200. Todestages
Karl der Große – Herrscher des Abendlands

Vernissage

Montag, 20. Januar 2014
Werke der koreanischen Künstlerin
Hyon-Soo Kim

Junge Akademie in Zusammenarbeit mit der KHG der TUM

Donnerstag, 23. Januar 2014
„7 christliche Updates“ (6. Abend)
Wozu ist die Kirche gut?

Reihe „Autoren zu Gast bei Albert von Schirnding“

Donnerstag, 23. Januar 2014
Peter Hamm

Junge Akademie

Dienstag, 28. Januar 2014
Reihe „WortReich. Das interaktive Gespräch“
Kurt Viermetz

Forum

Mittwoch, 29. Januar 2014
Who is who in Islam?
Konfessionen und Sondergruppen unter Muslimen

Tagung in Zusammenarbeit mit dem Lehrstuhl für Kirchenrecht der LMU

3. bis 5. Februar 2014
Säkularisierung und Neuevangelisierung als Herausforderung für das Kirchenrecht

Junge Akademie in Zusammenarbeit mit der KHG der TUM

Donnerstag, 6. Februar 2014
„7 christliche Updates“ (7. Abend)
Wessen Geist durchweht die Welt?

Reihe „Wissenschaft für jedermann“ im Deutschen Museum

Mittwoch, 12. Februar 2014

Abendveranstaltung

Donnerstag, 13. Februar 2014
Lesung und Musik mit Prof. Michael Brück und Prof. Frieder Lang

Abendveranstaltung

Freitag, 14. Februar 2014
Ein Jahr Pontifikat Franziskus
Abendveranstaltung



Prälat Theo Kellerer, ehemaliger Bamberger Domkapitular, hielt während der Tagung eine Eucharistiefeier für die Teilnehmer und nahm auch an der Diskussion teil.

Ich beginne mit den multireligiösen Räumen. Der Raum der Stille im katholischen St. Josef Hospital in Bochum etwa präsentiert sich weitgehend frei von Mobiliar. Das zentrale interreligiöse Gestaltungselement sind fünf goldilluminierte Glastafeln, die für die fünf ‚Weltreligionen‘ Judentum, Christentum, Islam, Hinduismus und Buddhismus stehen. Jede religiöse Tradition ist eindeutig und formal gleichrangig durch Passagen aus ihren jeweiligen ‚Heiligen Texten‘ repräsentiert. Dabei suggeriert die Anordnung der Tafeln im Raum eine implizite Religionstheologie, in der sich ein ‚abrahamitisches‘ (Judentum, Christentum, Islam) und ein ‚asiatisches‘ Cluster gegenüber stehen.

Während sich im Bochumer Beispiel verschiedene Traditionen einen Raum teilen, setzen andere auf das Modell des Westfälischen Friedens und schaffen mehr oder weniger abgeschlossene Parzellen für einzelne Religionsgemeinschaften. Ein Beispiel dafür ist die unlängst neu errichtete christlich-islamische Kapelle im Evangelischen Krankenhaus Herne. Das Gestaltungsprinzip basiert auf ineinander verschachtelten Kuben: Die Kapelle präsentiert sich als ein großer Raum mit zwei Alkoven. Der eine Alkoven ist ein Abstellraum für Stühle, im anderen Alkoven ist die „Mescid“, der islamische Gebetsraum, untergebracht. Diese asymmetrische Parzellenstruktur spiegelt das architektonische Leitmotiv der Herberge und eine paternalistische Religionstheologie wider: Die christliche Mehrheitsreligion fungiert hier ganz klar als Gastgeber, während die Muslime als Gäste auftreten.

Die Tücken der symbolischen Repräsentation macht eine Glasscheibe aus einem evangelischen Krankenhaus in Hattingen deutlich, auf der ein multireligiöses Ensemble zu sehen ist: Im Zentrum steht hier die Aum-Silbe als Verweis auf den Hinduismus. Darum herum gruppieren sich die anderen vier ‚Weltreligionen‘: Der Islam wird durch Halbmond und Stern angezeigt, der Buddhismus durch eine stilisierte Buddha-Figur, das Judentum durch Davidstern und Thorarolle und das Christentum durch Kreuz und Trinität. Hier wird einmal mehr deutlich, wie schwer es ist, unterschiedliche religiöse Traditionen symbolisch ‚auf einen Nenner‘ zu bringen. Unklar bleibt auch, ob die zentrale Position des Hinduismus oder die doppelte Repräsentation von Judentum und Christentum eine Superiorität gegenüber den anderen Traditionen ausdrücken soll.

Wo multireligiöse Räume nicht auf Parzellen, sondern auf Gleichzeitigkeit setzen, besteht eine klassische Form des ‚Diversity Management‘ darin, andere religiöse Traditionen auszublenden. Ein besonders sprechendes Beispiel dafür ist (neben dem allfälligen mobilen Tischkreuz) ein interreligiöser Aufbahrungsraum im bereits erwähnten St. Josef Hospital, der dort zusätzlich zum Raum der Stille existiert. Der Raum befindet sich im Untergeschoss des Krankenhauses direkt neben dem Kühlraum und bietet die Möglichkeit, von verstorbenen Angehörigen Abschied zu nehmen. Das dominierende Element ist eine blaue Holzwand mit ausgestanztem Kreuz. Zur Rechten ist ein Buntglasbild des Heiligen Vinzenz angebracht und

auf der linken Seite eine Glasscheibe mit Symbolen verschiedener ‚Weltreligionen‘: Judentum, Christentum und Islam sowie Buddhismus und Hinduismus. Die religiöse Prägung des Raumes können die Nutzer durch die Lichtregie nach ihren persönlichen Bedürfnissen gestalten. Die entsprechende Lichtschalterbatterie ist dabei wie eine Metapher für das interreligiöse Konzept des Raumes: Da ist zunächst der Kippschalter für das Kreuz, das man bei Missfallen ausschalten kann. Darunter befindet sich ein Dimmer, der mit ‚Vinzenz‘ überschrieben ist. Mit diesem kann man das Buntglasbild des Heiligen je nach ökumenischer Gemütslage weg- oder hinzudimmen. Mit einem weiteren Kippschalter mit der prosaischen Aufschrift ‚Glastür‘ lässt sich schließlich die interreligiöse Glasscheibe anschalten, um auf diese Weise religiöse Vielfalt Einzug halten zu lassen.

Während multireligiöse Räume der Stille auf die möglichst eindeutige Repräsentation bestimmter Religionsgemeinschaften zielen, setzt eine andere, spirituelle Variante auf religiöse Öffnung. Eine verbreitete Strategie ist dabei die Öffnung durch Leere, also den weitgehenden Verzicht auf religiöse Zeichen. Wesentliche Gestaltungselemente in einem Raum der Stille im Evangelischen Krankenhaus Mülheim sind etwa ein Altarstein mit einem Gedankenbuch, eine Grünpflanze, die abgehängte Decke sowie eine Kerzenwand. Dabei wird eine zentrale Herausforderung spiritueller Ansätze deutlich, nämlich eine ‚sakrale‘ Atmosphäre zu erzeugen, ohne auf traditionell eindeutige Formen zurückzugreifen. So erhält der vorliegende Raum durch den Altarstein mit dem aufgeschlagenen Buch und die Kerzenwand unwillkürlich ein ‚Kirchenflair‘. Diese implizite Eindeutigkeit ist besonders bemerkenswert, da die Verantwortlichen in diesem Fall von ihrem beständigen Kampf um die Leere des Raumes berichten: Immer wieder würden wohlmeinende Nutzer religiöse Gegenstände aus ihrem Fundus oder Blumen stiften wollen, derlei „Gerümpel“ werde aber rigoros entfernt.

Dies führt zu einer zweiten Strategie der interreligiösen Öffnung spiritueller Räume, nämlich Universalisierung. Als Beispiel mag einmal mehr der Raum der Stille in Hattingen dienen. Hier ist es nicht die Abwesenheit, sondern die Generalisierung von Zeichen, die Offenheit gewährleisten sollen: Neben traditionell spezifischen, aber durchaus mehrdeutigen Gestaltungselementen wie Kerzenwand und Engel haben sich die Verantwortlichen einer wiederkehrenden Kreissymbolik bedient, wobei sie den Kreis als Globalsymbol für Ganzheit verstehen. Darüber hinaus werden universelle menschliche Grunderfahrungen adressiert, etwa in Form der vier Elemente, Wasser, Luft, Erde und Feuer im (kreuzförmig abgeteilten) Fenster der Eingangstür. Entsprechend bietet der Raum zahlreiche Erfahrungs- und Erlebnisanlässe für die Nutzer, darunter eine Wasserspringschale und die besagte Kerzenwand.

5. Die interreligiöse Ausgestaltung von Spiritual Care

Was kann all dies nun für die interreligiöse Ausgestaltung von Spiritual Care bedeuten? In meinen abschließenden Überlegungen möchte ich das Gesagte zu sechs Denkanstößen bzw. Thesen verdichten.

These 1: Spiritual Care muss wie andere interreligiöse Handlungsfelder eine Balance zwischen religiöser Eindeutigkeit und Öffnung finden.

These 2: Als Schlüsselakteure bei der Implementierung eines dezidiert interreligiösen Spiritual-Care-Programms

könnten sich dabei religiöse Migrantorganisationen erweisen.

These 3: Diese Organisationen sind formal leicht zu integrieren, insoweit Spiritual Care traditionell auf einem integrativen „Kompetenzen-Netzwerk“ basiert (Frick), bei der Auswahl geeigneter Partner können lokale interreligiöse Initiativen hilfreich sein.

These 4: Durch die Kooperation mit religiösen Migrantorganisationen ergeben sich allerdings auch neue Herausforderungen: So müssen gegebenenfalls die institutionellen Kontexte von Spiritual Care neu ausgehandelt werden, etwa in Richtung einer Verschiebung von Modellen der „institutionellen Sendung“ (Frick) hin zu einer eigenverantwortlichen dezentralen Rekrutierung.

These 5: Parallel dazu muss das „Religionsführungspersonal“ religiöser Migrantorganisationen für den neuen institutionellen Kontext aktiviert und qualifiziert werden. Dabei ist zu bedenken, dass ein großer Teil der Arbeit in diesen Gemeinden ehrenamtlich erbracht wird, so dass auch bei einer grundsätzlichen Bereitschaft zur Teilnahme ein Spiritual-Care-Engagement unter Umständen nicht zustande kommt oder zusätzlich motiviert werden muss. Außerdem können im Einzelfall Sprachbarrieren und eine fehlende theologische Ausbildung zu Missverständnissen in interreligiösen Spiritual-Care-Teams führen.

These 6: Schließlich, aber nicht zuletzt, stehen für religiöse Migrantorganisationen in Europa derzeit eher Fragen der Symbolpolitik und Repräsentation im Vordergrund. Die Mitwirkung an interreligiösen Aktivitäten wird oft als Forum für diese Anliegen verstanden. Daraus kann sich ein grundsätzlicher Zielkonflikt mit dem auf institutionelle Offenheit zielenden spirituellen Grundansatz von Spiritual Care ergeben, zumindest aber muss sich die Spiritual-Care-Community überlegen, wie sie mit dem zu erwartenden Impuls zur religiösen ‚Vereindeutigung‘ umgehen möchte. □

zur debatte

Themen der Katholischen Akademie in Bayern

Jahrgang 43

Herausgeber, Inhaber und Verleger:
Katholische Akademie in Bayern, München
Direktor: Dr. Florian Schuller
Verantwortlicher Redakteur: Dr. Robert Walser
Fotos: Akademie
Anschritt von Verlag u. Redaktion:
Katholische Akademie in Bayern,
Mandlstraße 23, 80802 München
Postanschrift: Postfach 401008,
80710 München,
Telefon 089/38 1020, Telefax 089/38 1021 03,
E-Mail: info@kath-akademie-bayern.de
Druck: Kastner AG – Das Medienhaus,
Schloßhof 2 – 6, 85283 Wolnzach.
zur debatte erscheint zweimonatlich.
Kostenbeitrag: jährlich € 35,- (freiwillig).
Überweisungen auf das Konto der Katholischen Akademie in Bayern, bei der LIGA Bank:
Kto.-Nr. 2355000, BLZ 75090300.
Nachdruck und Vervielfältigungen jeder Art sind nur mit Einwilligung des Herausgebers zulässig.



Venedig. Biennale 2013

Führungen, Gespräche, Begegnungen

Rund 80 Kunstinteressierte reisten vom 24. bis zum 28. September 2013 mit der Katholischen Akademie Bayern nach Venedig. Im Mittelpunkt des Programms standen natürlich ausführliche Besuche der diesjährigen Biennale, aber es gab auch Zeit für weitere Besichtigungen in der Stadt mit ihren berühmten Sehenswürdigkeiten. Zum Auftakt erfuhren die Besucher aus

München in einem Referat der in Venedig lebenden deutschen Journalistin Petra Reski, welche Probleme der Massentourismus für Venedig bringt und wie damit in der Stadt umgegangen wird. Lesen Sie im Anschluss den Beitrag von Petra Reski und zwei kurze Berichte über die Exkursion.

Venedig: Die Touristen und die Stadt

Petra Reski

Morgens gehört sich Venedig noch selbst. Wenn der Himmel sich porzellanrosa über der Stadt wölbt und man nichts anderes hört als das Kratzen der Reisigbesen auf dem Marmor, die Schreie der Mauersegler und die eigenen Schritte. Ich stand am Anleger an der Rialto-Brücke, es war einer jener seltenen Augenblicke, in denen der Canal Grande wie ein Silbertablett daliegt und sich die Palazzi der Riva del Vin im Wasser spiegeln. Kein Vaporetto fuhr vorbei, kein Wassertaxi durchpflügte den Kanal, weit und breit war keine Gondel zu sehen, selbst die Müllschiffe waren noch nicht unterwegs. Ich blickte nach rechts und links, um mich zu versichern, dass es niemand sah, holte mein iPhone heraus und fotografierte. Danach schämte ich mich ein bisschen. Denn eigentlich machen so etwas nur Touristen. Und mit denen will man ja nicht verwechselt werden, nach drei- und zwanzig Jahren in Venedig.

Einerseits. Aber andererseits sind die Momente, in denen die Stadt es noch wagt, ihre Seele bloßzulegen, selbst für Venezianer selten geworden. Schon fuhr ein mit Wäschesäcken beladener Lastkahn durch das Bild, und seine Bugwellen zerstörten das Aquarell. Als ich mich umdrehte, fiel mein Blick auf einen Papierkorb, aus dem Zeitungspapier quoll, hinterlassen von den afrikanischen Taschenverkäufern, die damit ihre gefälschten Louis-Vuitton-Taschen ausstopfen. Daneben türmte sich ein Berg aus leeren Plastikflaschen, die über das Pflaster rollten, als ein leichter Wind aufkam. Jeder Tourist hier ist mit einer Mineralwasserflasche bewaffnet – weshalb die Stadt Venedig auf die Geschäftsidee kam, mit Coca-Cola einen millionenschweren Vertrag abzuschließen, der dem Konzern erlaubt, an den Vaporettostationen exklusiv Automaten für Snacks und Getränke aufzustellen. An den Anlegestellen der Vaporetti hängen auch Plakate der venezianischen



Petra Reski, Journalistin und Autorin, Venedig

Verkehrsgesellschaft, auf denen zu lesen ist: „Now Venice costs less. On sale here.“ Besser kann man die Lage nicht beschreiben. In dieser Stadt geht es zu wie am Grabbeltisch: Barockpalazzi, Renaissancejuwelen, ganze Inseln – alles muss raus.

Das Herz der Finsternis schlägt im venezianischen Rathaus, in der Ca' Farsetti, einem Adelspalast im venezianisch-byzantinischen Stil. Seit zwei Jahrzehnten herrscht hier die gleiche politische Kaste aus Linksdemokraten, deren einzige Vision lautet: „Kasse machen“. Seitdem der langjährige und von den Medien gehätschelte „Philosophen-Bürgermeister“ Massimo Cacciari die Zukunft Venedigs in der Privatisierung sah, wird das venezianische Rathaus auch „Ca' Farsetti Real Estate“ genannt.

Cacciari bestimmte die Geschicke der Stadt am längsten – mit Unterbrechungen von 1993 bis 2010 – und war für Venedig so vernichtend wie Berlusconi für Italien. Kaum an der Macht, entdeckte der ehemalige Kommunist die Segnungen des freien Marktes, und wie alle Konvertiten neigte er dabei zu Extremen – und das in jeder Hinsicht.

Als letzte Frage bei einem Interview, das ich mit ihm führte, kam ich auf den Fondaco dei Tedeschi, die Hauptpost, zu sprechen. Bleibt sie, oder wird sie auch ein Hotel? Worauf Bürgermeister Cacciari laut sagte: Ich verteidige sie mit den Zähnen! Sie kostet 50 Millionen Euro – und ebenso viel die Renovierung! Und sie ist im Flächennutzungsplan bereits als Hotelgewerbe eingetragen! Und wer sonst würde denn so viel Geld ausgeben? Für ein Gebäude, das man nicht anrühren darf?

Wahrscheinlich waren da die Verhandlungen mit Benetton schon gelaufen. Der Fondaco dei Tedeschi, die ehemalige Handelsniederlassung der Deutschen, wurde für 53 Millionen Euro an das Unternehmen verkauft. Das Renaissancegebäude soll nun doch kein Hotel, sondern ein Einkaufszentrum werden. Was Venedig so dringend benötigt wie die Wüste Sand.

Den Benettons gehört bereits die Insel San Clemente, die in ein Luxushotel verwandelt und gewinnbringend weiterverkauft wurde, ihnen gehört das Rokokotheater Ridotto, das in einen Speisesaal des Benetton-eigenen Hotels Monaco verhext wurde, sowie der Bahnhof samt dem Gebäude der Eisenbahngesellschaft. Weshalb Venedig heute auch „Benettown“ genannt wird.

Die Venezianer waren denn auch nicht erstaunt, als Bürgermeister Cacciari und sein Stadtplanungsdezernent Roberto D'Agostino über Nacht die Notwendigkeit einer neuen Brücke propagierten: der Calatrava-Brücke, die den Strom der Touristen von den Parkhäusern des Piazzale Roma direkt vor Benettons Eisenbahngebäude spült, in dem ein weiteres Einkaufszentrum entsteht. Die Brücke zum Benetton-Bahnhof wurde als Geschenk des spanischen Architekten Calatrava präsentiert, ein Schnäppchen für 3,6 Millionen Euro. Allerdings verrechnete sich der Architekt, weshalb es zu Statikproblemen kam und die Brücke am Ende 11,6 Millionen Euro kostete – und die vollmundige Ankündigung des Stadtplaners, mit der Brücke die Touristenströme zu entzerren, Lügen strafte. Denn über die präziöse Glasbrücke dürfen weder Rollkoffer noch Einkaufswägelchen gezogen werden.

Unweit der Rialto-Brücke, am Campo San Bartolomeo, zeigt eine Leuchtanzeige im Schaufenster der Apotheke Morelli die Zahl der verbleibenden Venezianer an, heute Morgen waren es 57 539. Als ich hier ankam, vor über zwanzig Jahren, waren es 20 000 mehr, aber trotzdem schon dreimal weniger als in den 1960er Jahren. Auf die verbleibenden 57 539 Venezianer kommen 83 000 Touristen täglich. Das macht im Jahr nicht die stets offiziell beschworenen 22 Millionen Besucher, sondern 30,8 Millionen. Eine Zahl, die von der Denkmal- und Naturschutzgesellschaft Italia Nostra berechnet und veröffentlicht wurde und von der Stadt Venedig wie ein Staatsgeheimnis verschwiegen wird. Wäre ja konträrproduktiv. Nichts stört den Touristen so sehr wie andere Touristen.

Während die Venezianer in bezahlbare Wohnungen aufs Festland zogen, verdunstete der venezianische Alltag wie eine Pfütze in der Sonne. Früher hatte ich Mühe, mich beim Bäcker gegen die sich geschickt vordrängelnden venezianischen Großmütter durchzusetzen, heute sind sowohl die venezianischen

Großmütter als auch der Bäcker verschwunden. Früher reichte es, den Markusplatz und die Rialto-Brücke zu meiden oder in Seitengassen auszuweichen, tagiar per le fodere, durchs Futter gleiten, wie das die Venezianer nennen.

Nach sieben Uhr abends, wenn die Tagestouristen die Stadt verlassen hatten, herrschte Frieden. Heute aber sind selbst abgelegene Viertel wie Sant'Alvise erschlossen: Mehr als ein Drittel der venezianischen Wohnungen sind Ferienwohnungen – die schwarz vermietet werden. In unserem Haus begegne ich täglich anderen Gesichtern, mal einer russischen Familie, mal einem britischen Paar oder einem französischen Schwulenpärchen, die für drei Tage einziehen und so tun, als lebten sie hier seit Jahrzehnten. Und denen wir mit Merkzetteln auf englisch, deutsch und französisch klarzumachen versuchen, dass sie sich um ihre Mülltüten bitte selbst kümmern und nicht erwarten sollen, dass wir sie morgens in die Gasse stellen.

Mein Käsehändler aus der Calle della Mandola verkauft jetzt Eis, der Metzger Murano-Glas, der Bäckerladen gehört dem Juwelier Bulgari. Unzählige Bars und Restaurants wurden von Chinesen aufgekauft, und in den Gassen um den Campo San Luca reiht sich ein chinesischer Taschenladen an den anderen. Neuerdings kaufen die Chinesen auch

Der Tourismus hat Venedig nicht reich, sondern arm gemacht.

ganze Palazzi, den Palazzo Gradenigo und den Palazzo Diedo etwa, um darin Einkaufszentren einzurichten. Es gibt keine Tageszeitungsredaktion mehr in Venedig. Der „Gazzettino“ verkaufte seinen Palazzo an eine Bank und zog nach Mestre, die kleine „Nuova Venezia“ unterhält nur noch ein Stadtbüro in San Lio, und das örtliche Studio des Fernsehsenders RAI wird demnächst aufs Festland umziehen, ihr Palazzo Labia ist bereits verkauft. Auch das venezianische Krankenhaus steht vor der Schließung.

Der Tourismus hat Venedig nicht reich, sondern arm gemacht. Reich werden hier nur die Luxuslabels, die am Markusplatz auf Flächen in der Größe von olympischen Schwimmbecken werben. Wo anders gibt es denn einen Showroom, der von dreißig Millionen Menschen jährlich besucht wird? Venedig lebt im permanenten Schlussverkauf: Allein in den letzten fünf, sechs Jahren wurden rund hundert Palazzi in Luxushotels verwandelt. Den spätbarocken Palazzo Ca' Corner della Regina kaufte Prada der Stadt für 40 Millionen Euro ab, samt der klitzekleinen Änderung im Baunutzungsplan, die es erlaubt, den Palazzo nicht nur als Showroom für Prada-Kunst, sondern auch gewerblich zu nutzen – darin also Cafés, Restaurants und mindestens eine Prada-Boutique einzurichten. Den Palazzo Grassi hat man dem französischen Multimilliardär und Luxusgüterunternehmer François Pinault verpachtet, der dort seine Kunstsammlung ausstellt und so deren Wert steigert; die Punta della Dogana, das ehemalige Zolllager der Stadt, wurde ihm ebenfalls überlassen, auf 30 Jahre kostenlos. Die Stucky-Mühle, immerhin Venedigs bedeutendstes Industriedenkmal, hat man an den kürzlich wegen Betrugs verhafteten sizilianischen Bauunternehmer Caltagirone verkauft – mit der Ankündigung, dass hier neue Wohnungen für Venezianer entstünden. Tatsächlich verwandelte sich die Stucky-Mühle, unterbrochen von einer klitzekleinen Brandstiftung,



Eine der schönsten Städte der Welt:
Blick auf den Canal Grande in Venedig.

Fotos (9) Astrid Schilling

in eine Luxushotelanlage samt angeschlossenen Kongresszentrum.

In einer Stadt, die so viele Besucher hat wie keine andere, schafften es die Stadtpolitiker dennoch, 400 Millionen Euro Schulden anzuhäufen. Ein Kunststück angesichts der Tatsache, dass allein das Ticket für das Vaporetto 7 Euro kostet. Die Subventionen aus Rom fließen ausschließlich in den Bau der Hochwasserschleuse Mosè. Ungeachtet der Proteste von Umwelt- und Denkmalschützern konnte das Consorzio Venezia Nuova mit Hochglanzbroschüren für sein umstrittenes Projekt werben und es durchsetzen.

Als ich vor vielen, vielen Jahren nach Venedig zog und noch sehr deutsch war, hörte ich, dass einem sogenannten Consorzio Venezia Nuova die Bekämpfung des Hochwassers in Venedig im Jahr 1983 anvertraut worden sei. Das Consorzio Venezia Nuova kam zu dem naheliegenden Schluss, dass eine Schleuse gegen das Hochwasser gebaut werden müsse. Was ich einleuchtend fand. Wenn man Einbrecher verhindern will, verlässt man sich ja auch am besten auf eine gepanzerte Tür.

Das einzige, was mich misstrauisch machte, war: Wie soll das bei einem Meer gehen, ist ja schließlich kein Fluss. Aber der Name dieses Consorzio Venezia Nuova klang beeindruckend seriös und wissenschaftlich: Konsortium Neues Venedig – dahinter mussten sich ja mindestens Wissenschaftler verbergen und wer, wenn nicht Wissenschaftler, wissen, was man am besten gegen das Hochwasser macht? Ich las auch immer wieder begeisterte Berichte von Journalisten, die von dem Consorzio Venezia Nuova informiert worden waren, tolle Hubschrauberflüge über die Lagune gemacht und superraffinierte Zeichentrickfilme über das Funktionieren der Hochwasserschleuse gesehen

hatten und deren Resümee im Wesentlichen auf ein Merkelsches „alternativlos“ hinauslief, nicht umsonst trug das Projekt den Namen MOSE, das Akronym von *Modulo sperimentale elettromeccanico*, zu deutsch Moses. Und wer, wenn nicht ein von Gott beauftragter Prophet, könnte Venedig besser retten?

Als ich schon etwas länger in Venedig lebte, erfuhr ich durch Zufall, dass sich hinter dem schönen Namen Consorzio Venezia Nuova keineswegs ein unabhängiger wissenschaftlicher Rat verbirgt, sondern ein Zusammenschluss privater norditalienischer Bauunternehmer, eine Aktiengesellschaft. Ich dachte: Das ist ja kurios. Den Bock zum Gärtner machen, auf Venezianisch. Denn was will ein norditalienischer Bauunternehmer? Er will möglichst viel Zement in der Lagune versenken. Genauer gesagt, Zement und anderes für 5,5 Milliarden Euro. Und weil das so schön ist, kostet der Erhalt der Schleuse den italienischen Staat jährlich auch noch 30 Millionen Euro. Hinzu kam, dass es keinerlei Ausschreibung gegeben hatte, nichts, was irgendwie mit italienischen Bürgern zu tun gehabt hätte, die ja immerhin dieses gigantische Projekt bezahlen müssen.

In diesem Jahr wurde nach einer Bauzeit von gefühlten Jahrhunderten nun endlich ein Teilstück der Hochwasserschleuse eingeweiht. Und nicht nur das. Im Februar 2013 wurde der Ingenieur Piergiorgio Baita verhaftet, dem 60 Prozent der Aktien des Consorzio Venezia Nuova gehören. Und im Juli 2013 wurde Giovanni Mazzacurati verhaftet, der seit 1983 das Kommando des Consorzio Venezia Nuova führte, zuletzt als Präsident. Der Vorwurf gegen sie: gefälschte Ausschreibungen, falsche Rechnungen, Schwarzgelder, die laut der ermittelnden Staatsanwälte in Panama,

Australien, Kanada, Thailand landeten, in nicht existierenden Gesellschaften geflossen sind.

Kontrolliert wurde das Consorzio Venezia Nuova von niemandem. Nicht mal vom Magistrato delle Acque. Oder besser: Falls der Versuch unternommen wurde, etwas zu kontrollieren, wurden die Experten, die das Idyll störten, entlassen. Vor Jahren gab es einen Streit um die Scharniere der Schleusentore. Das Consorzio Venezia Nuova plädierte

für Scharniere, die zusammengeschweißt werden müssen, die Experten hielten dies für wenig sicher und plädierten für in einem Stück gegossene Scharniere. Die Experten wurden entlassen.

Und jetzt, es mag Zufall sein, wurden die beiden Chefs der in Padua ansässigen Firma Fip, die die Scharniere herstellt, wegen Begünstigung der Mafia verhaftet, weil sie laut Staatsanwaltschaft im sizilianischen Caltagirone ein Bauprojekt in schönster Harmonie mit der Mafia realisierten.

Als Bürgermeister Orsoni begleitet von unzähligen Technikern und Ingenieuren des Consorzio Venezia im Oktober 2013 nach New York reiste, um der Stadt New York diese wunderbare Schleuse anzupreisen, wird er sicher nichts von diesen kleinen Unannehmlichkeiten gesagt haben. Vielmehr war er damit beschäftigt, die Geldgeber des *World Monuments Fund* zu beschwichtigen, die beabsichtigten, Venedig aus der Liste der bedrohten Kulturdenkmäler zu streichen, weil die Stadt selbst zur Zerstörung Venedigs durch einen exzessiven Tourismus und eine zerstörerische Kreuzfahrtindustrie beitrage.

Die mit öffentlichen Mitteln gemästen Bauunternehmer des Consorzio Venezia Nuova haben nur ein Problem: ihr Geld möglichst gut zu investieren. So kaufte die Immobilienfondsgesellschaft Est Capital, hinter der sich ein ehemaliger venezianischer Kulturstadtrat und ein dank der Hochwasserschleuse Mosè reich gewordener Bauunternehmer verbergen, den Lido auf. Nicht nur die historischen Hotels Des Bains und Excelsior und die Festung Malamocco – auch sie bald ein Hotel samt zugehöriger Ferienhaussiedlung –, sondern auch das ehemalige Krankenhaus des Lidos, in dem ebenfalls eine Hotelanlage entstehen soll. Das Tortenstück aber ist die Marina Grande di Venezia, ein Yachthafen mit mehr als tausend Liegeplätzen. Der Bau dieser künstlichen Insel von der Größe der Giudecca wurde von der Stadt Venedig bereits abgesegnet, genau wie der dazu passende Parkplatz für mindestens 500 Autos samt neuer Straßenführung.

Im Verhältnis zum notorisch tob-süchtigen Cacciari wirkt sein Nachfolger, der heutige Bürgermeister Giorgio Orsoni, nahezu leidenschaftslos. Orsoni tauchte 2010 nicht aus dem Nichts, sondern aus einer beeindruckenden



Fotos (4) Raimund Kirch

Prof. Dr. Thomas Raff bot Führungen im Arsenal und auf dem Gelände der Giardini an. Fachkundige Erklärungen

zu den Kunstwerken der Biennale gaben auch Wilhelm Christoph Warning und Dr. Walter Zahner.

Ämterfülle auf: Er war Schatzmeister der Stadt und bekleidet in Venedig 19 Ämter, vom Rotary Club bis hin zum Vermögensverwalter des venezianischen Patriarchats und der Markuskirche. Seine Selbstzufriedenheit schwand jedoch erstmals an jenem Tag Ende 2011, als er versuchte, den Venezianern den Verkauf des Fondaco dei Tedeschi an Benetton als Sieg zu verkaufen. In einer Stadt, in der man ohne Erlaubnis des Denkmalschutzamtes keinen Nagel in die Wand schlagen darf und auf Baugenehmigungen Jahrzehnte warten muss – den Restaurants an der Rialtobrücke hat man sogar verboten, die Terrasse im Winter mit Plastikplanen vor dem Regen zu schützen, andernfalls drohe die Schließung – empfanden es die Venezianer als schamlos, dass auch das Denkmalschutzamt dem Umbau des Renaissancegebäudes in ein Einkaufszentrum zugestimmt hatte. Dem Bürgermeister wehte ein kühler Wind ins Gesicht. Es war, als lösten sich die Italiener zum ersten Mal aus der Duldungsstarre, in der sie sich seit Jahrzehnten befinden.

Die Bürgerinitiativen des Lidos, die den Ausverkauf ihrer Insel nicht hinnehmen wollen, protestierten, der französische Konsul, der seit einem Viertel Jahrhundert in Venedig lebt, wagte es, den Tourismus in Venedig als Barbarei, den Karneval als Oktoberfest und die Stadtoberen als Schmierkomödianten zu bezeichnen. Die Bürgerinitiative 40 x Venezia organisierte Diskussionsveranstaltungen, und die Bürgerbewegung Movimento 5 Stelle, die mit ihren Mitstreitern in einer Art Abstellkammer der Ca' Farsetti sitzt, tut das, was im venezianischen Rathaus als Worst Case gilt: Fragen stellen. Von hier aus be-



Der Eingang zum Pavillon des Heiligen Stuhls auf der Biennale.

richten sie in Blogs und auf YouTube über die Verschwendung von Venedigs öffentlichen Geldern, was die Stimmung im Rathaus, in dem sich genau wie im italienischen Parlament seit Jahrzehnten rechte und linke Politiker ungestört und in schönster Eintracht in die Hände arbeiten, etwas getrübt hat.

Und dann ist da noch die Natur- und Denkmalschutzvereinigung Italia Nostra, eine gemeinnützige Organisation, die gegen den von Benetton geplanten Umbau des Fondaco dei Tedeschi Beschwerde bei der Staatsanwaltschaft eingereicht hat. Sie wirft der Stadt Venedig vor, keinen Plan zu haben: weder für die Bewältigung der Touristenmassen noch für den Erhalt der Kulturdenkmäler. In Venedig wird Italia Nostra durch Paolo Lanapoppi vertreten, einen

Heiler, Sammler, Visionäre Eindrücke von der 55. Biennale in Venedig

Raimund Kirch

Die Exkursion

Bereits zum dritten Mal hat die Katholische Akademie in Bayern eine Exkursion zur Biennale nach Venedig unternommen. In diesem Jahr waren rund 80 Kunstinteressierte – darunter 13 Studierende – vom 24. bis zum 28. September mit von der Partie. Das Centro Culturale Don Orione, zehn Gehminuten vom Markusplatz entfernt, beherbergte die Gäste aus München und erwies sich als idealer Ausgangspunkt für Kulturbegegnungen. Die Führungen des Kunsthistorikers Professor Thomas Raff, des Rundfunkjournalisten Wilhelm Christoph Warning und des Kunstkurators Dr. Walter Zahner machten sie zu wahren Entdeckertouren. Zwar hatte am ersten Abend die in Venedig lebende Publizistin Petra Reski für die Reisegruppe der Katholischen Akademie einen ernüchternden Blick auf die Lagunenstadt geworfen und von einer Disneyfizierung gewarnt; doch ging ihre Kritik an Kommerz und Korruption einher mit unverbrüchlicher Zuneigung zu dieser Stadt, die auf schwankendem Grund steht.

Der erste Besuchstag, der Mittwoch, stand ganz im Zeichen der Biennale. Thomas Raff und Wilhelm Christoph Warning führten vormittags und nachmittags auf dem Gelände der Giardini, während die Gruppe von Walter Zahner im Arsenal unterwegs war. Die drei Kunstkenner wiederholten ihre Führungen am dritten Tag, dem Freitag, so dass sich allen Teilnehmern die Möglichkeit bot, beide großen zentralen Ausstellungsflächen unter fachkundiger Führung zu besuchen.

Die Führungen am dazwischenliegenden Donnerstag führten zu dezentralen Ausstellungsräumen der Biennale in der Stadt und anderen kulturellen Highlights in Venedig.

Die Biennale

Dass aller Anfang schwer ist, musste auf der bedeutendsten Kunstschau der Welt, der mittlerweile 55. Biennale in Venedig, selbst der Heilige Stuhl feststellen. Erstmals richtete der Vatikan einen Pavillon ein. Doch die Verantwortlichen bekamen dafür nicht nur Lob. Zwar wurde positiv vermerkt, dass der lange Zeit gestörte Dialog

zwischen moderner Kunst und Kirche jetzt endlich aktiv geführt wird – die Einrichtung des Pavillons war so gesehen ein mutiger Schritt –, doch fehlte im ersten Anlauf offenbar das Aha-Erlebnis, der Überraschungseffekt, die Erfahrung eines „Flow“, der Geist und Seele gleichermaßen durchdringt.

Dasselbe galt übrigens auch für den deutschen Pavillon, der beileibe nicht die Spiritualität und tiefe Verwunderung freisetzte, die vor zwei Jahren noch die Hommage an den kurz zuvor verstorbenen Allround-Künstler Christoph Schlingensiefel auslöste. Diesmal hatte Kuratorin Susanne Gaensheimer Kunst ausgewählt, die nicht aneckte. Einzig, dass sie im französischen Pavillon zu sehen war, während Frankreich aus Anlass der Elysée-Verträge den deutschen Pavillon bewohnte. Gute Idee!

Der Vatikan-Pavillon solle ein Ort des Dialogs und der Begegnung werden, hatte der Präsident des Päpstlichen Kulturrats, Kardinal Gianfranco Ravasi, sich bei der Eröffnung gewünscht. Unter dem Titel „Im Anfang“ widmet sich die Ausstellung dem Dreischritt „Schöpfung, Zerstörung und Neubeginn“.

Das Heil der Kunst suchen

Dass den Machern allerdings nichts Besseres einfiel, als die Gottvater- und Adam-Szene Michelangelos aus der Sixtina an den Beginn zu stellen, hatte viele Besucher enttäuscht. Es folgte ein Raum, in dem interaktiv Videos beeinflusst werden konnten, so dass die agierenden Personen im Film scheinbar mit dem Betrachter in Kontakt traten. Der tschechische Fotograf Josef Koudelka zeigte eindrucksvolle, aber erwartbare Schwarz-Weiß-Aufnahmen, im letzten Raum kündeten auf kargen Leinwänden Licht und Eisinstallationen von Neubeginn und Wiedererschaffung.

Die Biennale, die Ende des 19. Jahrhunderts übrigens zusammen mit der Münchner Sezession ins Leben gerufen wurde, war in 88 Länderpavillons auf zwei Ausstellungsflächen, aber auch an diversen Orten in der ganzen Lagunenstadt verteilt. Um alle Objekte und Installationen zu sehen, brauchte man viel Steh-, Geh- und Sehvermögen. Diese Biennale, die vom 1. Juni bis zum 24. November dauerte, hat die Sammler, die Individualisten, die Erforscher der Innenwelten gefeiert. Das Motto lautete:

Der enzyklopädische Palast. Und vielleicht sollte ja im Jahr 2013 eine Art Bilanz gezogen werden von der Vielfalt und den Verästelungen menschlichen Kulturschaffens; von dem Wunsch auch, in die Tiefen der Seele einzudringen, dem Glauben nachzuforschen und Zusammenhänge zu finden.

So gesehen war Biennale-Kurator Massimiliano Gioni ein großer Wurf gelungen. Das wurde im Zentral-Pavillon auf dem Gardini-Gelände deutlich, wo das berühmte Rote Buch des Psychoanalytikers C. G. Jung ausgestellt war. Es zeigte mehr einen Künstler und Esoteriker als einen Erforscher der Seele. Aber vielleicht muss man ja beides sein, um in die Tiefen des Unterbewusstseins vorzudringen.

Dass auch Rudolf Steiner, der Anthroposoph und Eurythmiker, einen eigenen Saal bekommen hatte, passte zum Grundgedanken dieser Biennale. Sie wollte ja den Visionen nachspüren und die waren am besten auf den noch erhaltenen Lehrtafeln Steiners (heute würde man wohl „Flip-Charts“ dazu sagen) zu verfolgen. Wie überhaupt diese Biennale damit überraschte, nicht nur zeitgenössische Kunst zu präsentieren, sondern – enzyklopädisch eben – an Kuriositäten zu erinnern. So staunte man über Hunderte von selbstgebastelten Häusern eines einfachen Beamten, der sich mit diesen Arbeiten eine eigene Welt geschaffen hat: Kunst als Selbsttherapeutikum und Heilverfahren für verwundete Seelen – was will man mehr?

Religion, Glaube, Spiritualität sind so gesehen die ganz natürlichen Partner der Kunst. Das zeigte sich an vielen Stationen in Venedig, der Stadt, die selbst wie ein Kunstwerk wirkt. Im renovierten Turm an der Porta Nuova auf dem Ausstellungsgelände Arsenalen etwa wurde der Traum vom Frieden unter den Religionen Wirklichkeit. Dort trat der Besucher zögernd ins Dunkel einer Kaaba aus Filz und Stoff. Drinnen wurde er umhüllt von Gesängen der vier Weltreligionen. Der aus dem Iran stammenden und in England lebenden Künstlerin Shirazeh Houshiary ist es gelungen, Harmonien so raffiniert zu mischen und in Einklang zu bringen, dass man vermeinte, einen vielstimmigen Choral zu hören. Hoffnungsvoll und wunderbar.

pensionierten Anglistikprofessor, der in einer winzigen Wohnung unweit des Arsenalen wohnt – in einem Haus mit typisch venezianischen Statikproblemen, weshalb man aufpassen muss, wenn man in der Küche auf die lockeren Fliesen tritt.

Von seinem Fenster aus blickt Paolo Lanapoppi auf den stillen Campo der Chiesa di San Martino, der im Morgenlicht aussieht wie mit Goldstaub bedeckt. Lanapoppi dokumentiert die verpassten Chancen für Venedigs Wiederbelebung auf der Homepage von Italia Nostra: Reisegruppen zu zwingen, sich für einen Besuch in Venedig anzumelden. Das stillgelegte Gebiet des Arsenalen, der ehemaligen Schiffswerft der venezianischen Republik, mit Einrichtungen aus Wissenschaft, Technologie

und Kultur wiederzubeleben. Nicht auf einen Hafen für Kreuzfahrt- und Containerschiffe zu setzen, der lediglich Arbeitsplätze für Kranführer vorsieht, sondern auf Zukunftstechnologien. Das ehemalige Industriegebiet Marghera zu entsorgen und Firmen der Bio- und Nanotechnologie anzusiedeln, anstatt das Gelände den gleichen Firmen der Petrochemie zu überlassen, die den Boden bereits verunreinigt haben. Großprojekte wie den Bau der Sublagunare abzublenden, einer Unterwasser-Metro zum Flughafen, die außer Politikern und Bauunternehmern niemandem nützt. Den Ausverkauf Venedigs zu stoppen. „Wir befinden uns an einem Wendepunkt“, sagt Lanapoppi. „Wenn jetzt nichts passiert, ist Venedig endgültig tot.“

Niemand verfolgt die Initiativen von Italia Nostra mit größerer Aufmerksamkeit als Bürgermeister Giorgio Orsoni, jedenfalls gemessen am Tempo, in dem er gegen sie klagt. Worin er als Anwalt eine gewisse Routine hat: Sein Anwaltsbüro vertritt nicht nur die Interessen der Stadt Venedig, sondern auch die einiger norditalienischer Unternehmerfamilien, was einen gewissen Interessenkonflikt birgt – jedenfalls wenn diese in Venedig auf Einkaufstour sind. Auch Est Capital verklagte drei Umweltschützer des Lidos – allerdings glücklos: Die Richterin lehnte die Klage ab und verwies auf das Recht der Bürger, Großprojekte „auch in grober Weise“ zu kritisieren. Etwa die Kreuzfahrtschiffe, deren Bedrohung jedem einleuchten, der Venedig besucht.



Das Boot fährt durch das Ausstellungsgelände des Arsenal: Auch dies war eine der Installationen im Rahmen der Biennale.

Ich erinnere mich noch an diesen eisigen Nachmittag, im März dieses Jahres, als ich am Giudecca-Kanal stand, auf der Insel Sacca Fisola, die von den Venezianern Pinguin-Insel genannt wird, weil dort immer ein eisiger Wind pfeift. Ein zwanzigstöckiger Wolkenkratzer schob sich durch die Lagune. 333 Meter lang, 60 Meter hoch, 38 Meter breit: Die MSC Divina hatte die Kreuzfahrtsaison in Venedig eröffnet.

Allein in diesem Jahr durchqueren mehr als 900 Schiffe die Lagune, Kreuzfahrtschiffe und Passagierfähren, in Spitzenzeiten ankern zwölf Kreuzfahrtschiffe gleichzeitig im Hafen. Die Touristen der MSC Divina standen hoch oben aufgereiht hinter ihren Plexiglasgeländern und winkten auf Venedig herab, einem possierlichen Miniaturstädtchen mit Palästchen, Kirchlein und bunten Häuschen. Von den Demonstranten, die

im eisigen Wind am Ufer der Insel Saccafisola ausharrten, sahen die Kreuzfahrer vermutlich nur kleine schwarze Pünktchen und wunderten sich, dass die Pünktchen nicht zurückwinkten, sondern „Riesenschiffe-raus-

aus-der-Lagune“-Transparente schwenkten. Die MSC Divina fuhr im Geleitschutz von Polizei und der Antiterror-Einheit Digos, was etwas surreal anmutete – angesichts eines Protests, der im Wesentlichen aus Mädchen mit blutroten Lippen und Trillerpfeifen bestand, aus Jungs mit Dreadlocks, Männern in Professorencordhosen und Damen in Daunenjacken – die alle piffen, trommelten, buhten und „Wir sind hier!“ in ein Megaphon riefen. Aus einem Lautsprecher schallte Musik der venezianischen Reggae-Gruppe „Pittura fresca“, und ein Mädchen rief „Ihr habt Eure Seele verkauft!“, als ein Ausflugsschiff mit der Aufschrift „Kreuzfahrtschiffe willkommen!“ die MSC Divina überholte.

In den letzten Jahren haben sich die Kreuzfahrtschiffe zu einem beliebten Fotomotiv in Venedig entwickelt – und jeder, der Zeuge davon wird, wie die Marmorsäulen des Markusplatzes vor den vorbeiziehenden schwimmenden Wolkenkratzen zu Stecknadeln schrumpfen, ahnt, dass hier etwas nicht stimmt, auch wenn er nichts weiß über die Folgen des Drucks von tausenden Tonnen Wasser auf die fragilen Ufer Venedigs, über die Verseuchung der Lagune durch hochgiftige Benzopyrene von den Schiffsrümpfen, den Elektromog durch die Radaranlagen, die Feinstaubbelastung und dem Zusammenhang mit der amtlich anerkannten „signifikanten Zunahme an Lungentumoren“: Venedig ist die Stadt mit der höchsten Lungenkrebsrate in Italien.

Ganz Wagemutige versuchen sich schauernd auszumalen, was passieren würde, wenn ein zerstreuter Kapitän mehr Augen für seine Tischdame als für die Route hätte und die ihm anvertrauten 114 500 Bruttoregistertonnen (*Costa Favolosa*, um nur ein Beispiel zu nennen) gegen den Dogenpalast fahren würde. Was gar nicht so unwahrscheinlich ist. Die deutsche *Mona Lisa*, kümmerliche 200 Meter lang, verfuhr sich im Mai 2004 im Nebel und lief wenige Meter vor der Riva degli Schiavoni auf Grund. Aber ungeachtet dessen gilt der ministerielle Erlass, der nach der *Costa Concordia*-Katastrophe 2012 erging



Die Gruppe der Jungen Akademie auf dem Markusplatz: Professor Thomas Raff führte die jungen Leute.



Auch diese Installation von Pawel Althamer fand im Arsenal ihren Platz. Der polnische Künstler will mit seiner

Arbeit die Erkennbarkeit und die Gebrechlichkeit des menschlichen Körpers thematisieren.

und Küstenpassagen von weniger als zwei Seemeilen verbietet, überall – nur nicht in Venedig.

Nach der Havarie der *Mona Lisa* beschied Paolo Costa, der damalige Bürgermeister von Venedig, dass dies der Tropfen sei, der das Fass zum Überlaufen gebracht habe und forderte ein sofortiges Verbot der Schiffspassagen zwischen Markusplatz und der Insel San Giorgio Maggiore. Heute ist Paolo Costa Chef der Hafbehörde und sagt: „Es gibt Venezianer, denen die Kreuzschiffe nicht gefallen. Aber es gibt zwei Millionen Besucher, die sie genießen.“

Und so blüht die Kreuzfahrtindustrie in Venedig wie die Algen in heißen Sommern, die Passagierzahlen sind in nur 13 Jahren um 440 Prozent gestiegen, allein in den letzten fünf Jahren hat sich die Zahl der anliegenden Schiffe verdoppelt. Von den 30 Millionen Touristen, die Venedig jährlich besuchen, sind zwei Millionen Kreuzfahrer, die vor allem im Sommer kommen: Am 24. Juli 2011 war die Stadt kurz vor dem Kollaps, weil sich 35 000 Kreuzfahr-Touristen neben den üblichen 80 000 Tages-touristen durch die Gassen drängelten. Und am 22. September 2013 wurde der Rekord noch übertroffen: 13 Kreuzfahrtschiffe lagen im Hafen, macht rund 49 000 Kreuzfahrer. Darauf sprangen 30 Aktivisten der No-Grandi-Navi-Bürgerinitiative in den Kanal der Giudecca, verzögerten die Durchfahrt der Monsterschiffe durch den Kanal – und wurden dafür vom venezianischen Ordnungssamt mit Strafen von 2000 Euro pro schwimmendem Demonstranten belegt.

Venedig ist neben Barcelona der größte Hafen des Mittelmeers – mit einer Besonderheit: Es ist ein Hafen inmitten einer Lagune, die für Riesenschiffe naturgemäß nicht tief genug ist. Um den Hafen für die Petrochemieanlage von Marghera nutzen zu können, wurden einzelne Kanäle tiefer gegraben: Die Fahrrinne für Großtanker, der Malamocco-Kanal, wurde in den 1960er Jahren ausgehoben. Ursprünglich 15 Meter tief gegraben, hat ihn die Erosion bis auf 20 Meter ausgespült, an einer Stelle sogar auf 59 Meter.

Dadurch gelangt bei Flut immer mehr und immer schneller Meerwasser in die Lagune – die einst 40 Zentimeter flach war und heute 2,5 Meter tief ist. Das Hochwasser in Venedig ist von Menschen gemacht.

Würden die Kanäle Venedigs wieder aufgefüllt, und der Hafen aus Venedig ausgelagert, wäre das Problem des Hochwassers gelöst. Aber die Hochwasserschleuse „Mose“, die weniger Venedig als den Hafen (und die Interessen der Bauunternehmer als Betreiber) schützen soll, ist kurz davor, fertiggestellt zu werden. Schon heute hat der Bau der Schleuse die Strömungsverhältnisse in der Lagune fundamental beeinträchtigt. Kritiker befürchten, dass der Wasseraustausch durch die Gezeiten bald nicht mehr funktionieren und die Lagune zu einer Kloake verkommen wird.

Die explosionsartige Zunahme der Kreuzfahrtschiffe wurde bei der Planung von „Mose“ allerdings nicht vorausgesehen, ebenso wie die Tatsache, dass die Schleusentore den Hafenbetrieb verlangsamen würden. Also beschloss die Hafbehörde, für Containerschiffe und Großtanker eine Anlegestelle im offenen Meer zu bauen, acht Seemeilen vor Venedig. Wenn dort bis zu 10 Millionen Container jährlich verladen werden können, warum sollte das nicht auch mit 2 Millionen Kreuzfahrtschiffen möglich sein? Das fragen sich viele Venezianer – nicht nur die kleinen schwarzen, Transparente schwenkenden Pünktchen auf Sacca Fisola, die zur Bürgerinitiative „No Grandi Navi“ gehören, sondern auch die Kulturschutzorganisation „Italia Nostra“ – die alle, so lautet der Vorwurf der Hafbehörde, gewissenlos 2000 Arbeitsplätze und 286 Millionen Euro gefährdeten, die in Venedig pro Jahr mit den Kreuzfahrtschiffen verdient würden.

Der venezianische Wirtschaftsprofessor Giuseppe Tattara hat das Kosten-Nutzen-Verhältnis zwischen Venedig und den Kreuzfahrtschiffen analysiert. Er kommt zu dem Schluss, dass die Kosten der Kreuzfahrtindustrie (geteilt unter drei marktbeherrschenden Gruppen: Carnival, Royals Caribbean International und Norwegian Cruise Lines/



Die großen Kreuzfahrtschiffe fahren – mit Erlaubnis der Behörden – tief in die Lagune hinein. Die Stadt wird von tausenden Tagestouristen regelrecht überlaufen, klagt Petra Reski.



Die Exkursionsgruppe war im Hotel Centro Culturale Don Orione Artiglianelli untergebracht. Im Kreuzgang des

herrlichen Anwesens fanden sich die Reisenden am Donnerstagabend zu einem festlichen Buffet zusammen.



„Totentanz“: Das Gemälde von Maria Lassnig gehört zu den Werken, die im Arsenal zu sehen sind.



Der französische Pavillon: Auf der diesjährigen Biennale wurde er von Deutschland bespielt. In Erinnerung an den vor 50 Jahren geschlossenen Elysée-Vertrag tauschten die beiden Länder

ihren Ausstellungsort, so dass Frankreich zu Gast im deutschen Pavillon war. Hier ist die Führung mit Wilhelm Christoph Warning zu sehen.



Bei der Fahrt auf die Insel Torcello. Dort führte Akademiedirektor Dr. Florian Schuller die Gruppe der Jungen Akademie durch die Basilika Santa Maria Assunta.

Star Lines) den Verdienst bei weitem übersteigen: Einem Verdienst von 286 Millionen Euro stehen Kosten von 313 Millionen Euro entgegen. Die Differenz tragen die Venezianer und die Bewohner des venezianischen Hinterlandes, die für den Erhalt der Kreuzfahrtindustrie pro Kopf 6000 Euro jährlich bezahlen. Und dabei wurden die Gesundheitsschäden der Venezianer, die Schäden am ökologischen Gleichgewicht der Lagune, an den Uferbefestigungen und den Fundamenten der Paläste – Venedigs Kanäle sind ein System kommunizierender Röhren, weshalb der von den Kreuzfahrtschiffen ausgelöste Wasserdruck auch in den kleinen Kanälen Schäden anrichtet – gar nicht berechnet.

Immerhin hat der Protest gegen die Riesenschiffe inzwischen prominente Unterstützer gefunden: Adriano Celentano hat gegen die Kreuzfahrtschiffe gesungen und im September 2013 eine Anzeige mit seinem Protest gegen die Kreuzfahrtschiffe gestaltet. Er hat unterstrichen, dass die Kreuzfahrtindustrie eines der Großprojekte ist, die in Italien



Dr. Walter Zahner war ebenfalls mit Exkursionsteilnehmern unterwegs.

in schönster Eintracht von Regierung und Opposition vorangetrieben werden. Der Kulturkritiker Salvatore Settis, den viele Italiener am liebsten als Staatspräsidenten sähen, wurde bei seinem letzten Vortrag in Venedig bejubelt, als er sagte: „Der jahrhundertalte Einklang von Stadt und Land, der Italien zu Europas Garten werden ließ, ist eines gewaltsamen Todes gestorben. Seine Mörder waren keine barbarischen Invasoren, sondern selbstvergessene und die Gesetze missachtende Italiener.“ Und der Regisseur Gabriele Muccino hat eine Anti-Kreuzfahrtschiffe-Petition an Bürgermeister Orsoni geschickt, die von 51 000 Italienern unterschrieben wurde.

Die Kreuzfahrtschiffbefürworter (die auf ihrer Homepage nicht mit einem der King-Kong-Monsterschiffe, sondern mit einem hübschen, zarten Dreimaster für ihre Sache werben) riefen im September 2013 zur „spontanen“ Demonstration vor dem Rathaus auf, die, wie der venezianische Stadtrat Beppe Caccia bemerkte, von Spontaneität sehr weit entfernt war: Auf die im Hafen Beschäftigten sei massiver Druck ausgeübt worden, an der Demonstration teilzunehmen. So seien per Mail falsche Informationen verbreitet („Wenn die Schiffe nach Marghera verlegt werden, gibt es keine Arbeit mehr“), die Leute eingeschüchtert („Wir wollen Euch alle sehen, mitsamt Freunden und Verwandten, auf dem Spiel steht nicht nur unsere, sondern auch Eure Arbeit“) und, wenn alles nichts nützte, auch bezahlt worden: „Hallo, die Demonstration vor dem Rathaus gilt als Arbeitstag! Bezahlt! Verbreite diese Information bitte weiter und bestätige Deine Teilnahme!“

Nachdem die Journalisten und Kamerateams wieder aus Venedig abgereist waren und sowohl Venedigs linksdemokratischer Bürgermeister Orsoni wie auch sein Partei-Buddy, der Chef der Hafenbehörde Paolo Costa, den Shitstorm abgeschüttelt haben, den die Demonstration der Kreuzfahrtschiffgegner im September 2013 international ausgelöst hat, versuchten sich die Minister als Kreuzfahrtschiffgegner der ersten Stunde zu outen. Sie durften ihre Lippenbekenntnisse umfangreich im Corriere della Sera, in der Repubblica, im Gazzettino abgeben. *Pazienza*, sagte der Bürgermeister, Geduld, Geduld!

Es handelt sich dabei um eine Technik, die in Venedig bereits häufig erfolgreich angewendet wurde, unter anderem beim umstrittenen Verkauf der Fondaco dei Tedeschi an Benetton. Man spielt auf Zeit, bis niemand mehr hinsieht. Und zieht dann alles durch. *Càlati juncu chi passa la china*, sagt man in Sizilien: Beuge dich wie der Schilf, bis die Welle über dich hinweggezogen ist – um dich dann wieder aufzurichten. Ein wertvoller Ratschlag. Schließlich trat das erfolgreichste Geschäftsmodell aller Zeiten von Sizilien aus seinen Siegeszug in die Welt an.

Dann ging die Werbekampagne der Kreuzfahrtbetreiber und ihrer Befürworter weiter: Die Hafentreiber anderer adriatischer Häfen trafen in Venedig ein und gaben in einer Pressekonferenz bekannt, dass Venedig ohne die Kreuzfahrtschiffe 429 Millionen Euro verlustig ginge, dass sich alle Häfen der Adria mit den venezianischen Hafentreibern solidarisch für den Erhalt der Kreuzfahrtindustrie erklärten (was sonst?), dass der Adria ohne den Hafen Venedig ein sicherer Tod bevorstünde, was von der italienischen Presse eifertigst weiterverbreitet wurde.

Oft denke ich, dass Venedig im Grunde ein Italien im Miniaturformat ist. In seiner Schönheit und in seiner Schrecklichkeit. Oder: „Ein Paradies, von Teufeln bewohnt“, wie Benedetto Croce über seine Heimatstadt Neapel urteilte. Wie Italien, wird auch Venedig seit

Jahrzehnten von einer unheiligen Allianz aus der linksdemokratischen *Partito democratico*, die die Mehrheit im Stadtrat stellt, und der rechtspopulistischen Berlusconi-Partei PDL, welche die Mehrheit in der Region stellt, regiert. Man regiert in schönster Harmonie und wirtschaftet sich in die eigene Tasche.

Das Traurigste, was ich bemerke, wenn ich nach ein paar Tagen Abwesenheit wieder nach Venedig zurückkehre, ist das ständige Winken und Kreischen. Die in den Gondeln sitzenden Touristen verwechseln den Canal Grande mit einer Wildwasserbahn und winken kreischend den im Vaporetto fahrenden Touristen zu, den sie vermutlich für einen Veniceland-Jet halten. Die im Veniceland-Jet fahrenden Touristen winken jubelnd den am Ufer auf dem Boden sitzenden und Picknick machenden Touristen zu, die auf der Rialtobrücke stehenden Touristen winken juchzend den unter der Brücke durchfahrenden Gondeln zu, und wenn ich das Fenster öffne, was ich in der Regel zu vermeiden versuche, weil das *Ciao-Venezia-Ciao* von den Gondelserenaden von morgens neun bis abends um elf schon nervtötend genug ist, dann juchzt und winkt man auch mir zu, weil sie mich für einen Schlangenmenschen, für eine Messerwerferin oder für eine Wahrsagerin halten.

Wie man das eben so macht, wenn man Veniceland besucht. □

Zur Biennale und den Wurzeln Venedigs

Zum zweiten Mal schloss sich die Junge Akademie mit einer Gruppe Studierender der Biennale-Fahrt der Katholischen Akademie in Bayern an, diesmal mit 13 Teilnehmerinnen und Teilnehmern. Gemeinsam mit den rund 70 Teilnehmern der Akademie-Exkursion besuchten die jungen Leute die Giardini und das Arsenal. Hier zeigten sich die Studierenden beeindruckt von der umfangreichen Kunstschau der Biennale, die der diesjährige Kurator, Massimiliano Gioni, unter das Motto „Il Palazzo Enciclopedico/Der enzyklopädische Palast“ gestellt hatte. Bunt und vielfältig, sehr konkret und sehr abstrakt, beeindruckend und befremdlich, ernsthaft und witzig – ebenso enzyklopädisch wie die Kunst fielen auch die studentischen Eindrücke derselben aus. Spezielle Programmpunkte für die Studierenden waren einerseits am Dienstag ein Stadtrundgang mit Professor Thomas Raff, der für einen umfangreichen ersten Venedig-Eindruck sorgte und auf interessante Details, besonders am Markusplatz, hinwies. Zum zweiten führte Akademiedirektor Dr. Florian Schuller die studentische Gruppe am Donnerstag auf die nahegelegene Insel Torcello, um einerseits die dortigen Ursprünge Venedigs aufzuzeigen und andererseits kenntnisreich und spannend die Einrichtung und das gewaltige Weltgerichtsmosaik der Basilika Santa Maria Assunta zu erklären. Die ruhige Atmosphäre von Torcello, abseits des Trubels von Venedig, war eine angenehme Abwechslung und verschaffte neue Kraft für den sich anschließenden zweiten Biennale-Tag. Aufgrund vieler positiver Rückmeldungen seitens der Studierenden am Ende der Reise – „tolles Angebot, sehr gute Organisation, sensationeller Preis“ – wird sich die Junge Akademie wohl auch in zwei Jahren wieder der Biennale-Fahrt der Katholischen Akademie anschließen. Astrid Schilling

Autoren zu Gast bei Albert von Schirnding

Heinrich Detering

Heinrich Detering ist einer der einflussreichsten Literaturwissenschaftler, gilt als einer der profiliertesten Thomas-Mann-Forscher und amtiert als Präsident der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung. In die Katholische Akademie kam er am 29. Oktober 2013 jedoch als Lyriker in der Reihe „Autoren zu Gast bei Albert von Schirnding“. Denn längst hat sich Heinrich Detering auch als

Lyriker einen Namen gemacht. In „Schwebstoffe“ (2004), „Wrist“ (2009) sowie zuletzt in „Old Glory“ holen Heinrich Deterings Gedichte „in ruheloser Neugier Welt und Geschichte in den Vers und feiern den Augenblick in der Ewigkeit“, wie es sein Verlag formuliert. „zur debatte“ veröffentlicht die Begrüßung durch den Gastgeber und zeigt Fotos des Literaturabends.



Die beiden Literaten kennen und schätzen sich sehr.

Eine Einführung

Albert von Schirnding

Hätten wir in Deutschland noch eine Monarchie, wäre mein Gast von heute Abend, wie Thomas Manns Gustav von Aschenbach, längst in den Adelsstand erhoben worden. So müssen wir uns an Dänemark halten, dessen Königin Heinrich Detering jüngst zum Ritter schlug. Ich versage es mir, die unheimlich angewachsene Reihe seiner Taten, Ämter und Würden aufzuzählen, und beschränke mich auf die Feststellung, dass sie seiner Kenntlichkeit nichts anzuhaben vermochten. Er ist ja auch nicht als Göttinger Professor und Inhaber von skandinavischen, amerikanischen und chinesischen Gastprofessuren, nicht als Mitglied und Präsident von Akademien hier, sondern in seiner Eigenschaft als Autor wundervoller literarischer Monographien und Essays und nicht zuletzt als preiswürdiger Lyriker.

Im fünften Band von Marcel Prousts Recherche, dem Roman „Die Gefangene“, fällt dem Ich-Erzähler beim Spielen einer Klaviersonate des fiktiven Komponisten Vinteuil die Ähnlichkeit mit einer Stelle aus dem Tristan auf; er legt die Partitur über die der Sonate, und dann ist nur noch von Wagner die Rede. „Ich verspürte“, lesen wir, „bei meiner Bewunderung für den Bayreuther Meister keines der Bedenken derer, die sich wie Nietzsche eine Pflicht daraus machen, in der Kunst wie im Leben die Versuchung durch die Schönheit zu meiden, die sich ebenso von Tristan losreißen, wie sie den Parsifal verleugnen, und die durch geistige Askese, von einer Kasteiung zur anderen, dem blutigsten aller Kreuzwege folgend, sich schließlich zur reinen Erkenntnis und vollkommenen Anbetung des Postillon von Longjumeau erheben.“ Das geht gegen Nietzsches Wagner-Verdammung, meint die Umkehrung des Nietzsche-contra-Wagner. In der dünnen Luft der reinen Erkenntnis herrscht der Dogmatismus des Wahr oder Falsch. Es gibt aber auch



Albert von Schirnding, Autor und Publizist, Eglting

eine Wahrheit jenseits dieses ausweglosen Entweder-Oder: die Wahrheit der Kunst und der Religion. Was Proust Nietzsche als blutige Kasteiung vorwirft, heißt bei Thomas Mann Selbstüberwindung. Im ersten Fall führt die ästhetische Askese in die Sackgasse der Anbetung zweitrangiger Kunstwerke wie Adolphe Adams Oper „Der Postillon von Longjumeau“ (tatsächlich galt Nietzsches übertriebene Begeisterung Bizets „Carmen“). Im andern Fall, dem der „Selbstüberwindung“, ist eine späte Rückkehr zum Überwundenen möglich.

Hören Sie ein noch unveröffentlichtes Gedicht Heinrich Deterings mit dem Titel „Parsifal“.

Parsifal

über der Saale bei Naumburg
im halkyonischen Licht
nebelhaft Klingsors Traumburg
wie das zweite Gesicht

fast schon blind, geblendet
jetzt zwischen drei und halb vier
lauschend den Kopf gewendet
Oheim waz wirret dir?

jenseits des Endes der Pfade
auf denen er sich verstieg
nebelhaft die Charade
und immerzu Klingsors Musik

Der Titel und „Klingsors Musik“ verweisen auf Wagners Weltabschiedswerk, Naumburg konnotiert den kranken Nietzsche, der „jenseits des Endes der Pfade / auf denen er sich verstieg“, also jenseits der „reinen Erkenntnis“, der er seine Liebe zu Wagner, die Mitleidsmoral und das Christentum geopfert hat, hingegeben der „Parsifal“-Musik lauscht. Das Zitat aus Wolfram von Eschenbachs mittelalterlichem „Parzival“-Epos: „Oheim waz wirret dir?“ ist die berühmte sogenannte Mitleidsfrage, die der junge Parzival angesichts des an seiner geheimnisvollen Wunde grausam dahinsiechenden Gralskönigs Amfortas nicht zu stellen wagt, weil er von Gurnemanz gelernt hat, ein Ritter „sult niht vil gefragen“. Erst nach Jahren des Umherirrens findet er zum Gral zurück, wissend geworden, dass christliche Liebe höher steht als das Reglement vollendeten Rittertums. Die Mitleidsfrage wird zur Erlösungsfrage – für Amfortas, aber auch für Nietzsche. Er, der seine ganze Wortkunst gegen den „Parsifal“ seines ehemaligen Freundes angeboten hat („Denn was ihr hört, ist Rom“), wendet lauschend den Kopf nach Klingsors Musik. Das „Contra“ ist aufgehoben in einer Balance, die Schönheit nicht länger aus der Wahrheit ausschließt.

In Thomas Manns Vortrag über Nietzsches Philosophie im Lichte unserer Erfahrung heißt es: „[...] die Person des Jesus von Nazareth ließ er [Nietzsche] unberührt von seinem Hass auf das historische Christentum, [...] um des Endes, des Kreuzes willen, das er in tiefster Seele liebte, und auf das er sel-

ber willentlich zuschritt.“ Diesen Satz hat Heinrich Detering in ein ganzes Buch verwandelt – „Der Antichrist und der Gekreuzigte“ – in dem er Nietzsches späte Texte, einschließlich der sogenannten Wahnsinnszettel, auf eine die übliche exegetische Literatur konterkarierende, zugleich mit philologischer Virtuosität operierende und existenziell erschütterte und erschütternde Weise interpretiert.

Und er ist in einem großen Nachwort-Essay zu Erinnerungen des Basler Theologen Franz Overbeck an Friedrich Nietzsche den Selbstmaskierungen und Rollenspielen eines Mannes nachgegangen, der erst in den wechselnden Masken des Narren, des Freigeists, des Dionysos, des Antichrist und des Ecce-homo-Gekreuzigten ein Selbst sein konnte.

Den Identitätsspielen, Rollenverwandlungen, Pseudonymien kreativer Menschen gilt Heinrich Deterings besonderes, seinerseits sehr kreatives Interesse. Wo in der Literatur Indirektheit, Verschlüsselung, Camouflage, originelle Mischung aus Fiktion und Faktizität am Werk sind, wo Texte mit doppeitem Boden, verschiedenen Schichten, mehrdeutigen Botschaften entstehen, kommt die Wünschelrute dieser außerordentlichen *ars interpretandi* in Bewegung und wird fündig. Dabei wird das kunstvolle Gewebe, dieses sprachmächtige Produkt aus Verbergen- und gleichzeitigem Offenbaren wollen nicht aufgelöst; es wird vielmehr durchsichtig. So verschafft uns der Autor von Büchern wie „Das offene Geheimnis“ (1994) den Zugang zu ungeahnten

Die Mitleidsfrage wird zur Erlösungsfrage – für Amfortas, aber auch für Nietzsche.

geistigen Reichtümern, bringt uns das Kompositionswunder, den Beziehungszauber großer Dichtung nahe.

Die Fallbeispiele sind breit gestreut: zwischen dem schwer zu fassenden Bob Dylan, dessen Verwandlungsspiele im Namen „Alias“ ihre Grundformel



Heinrich Detering sprach kurze Dankesworte und trug dann aus seinem neuesten Gedichtband „Old Glory“ vor.



Heinrich Detering fand am Rande des Literaturabends noch Zeit, sich mit Besuchern zu unterhalten.

haben, und Bertolt Brecht, der in der Maske des das Nichthandeln lehrenden Laotse (man soll dem weichen Wasser, das den harten Stein mit der Zeit besiegt, seinen Lauf lassen) gegen den revolutionären Geist eines Konfuzius und Lenin in der eigenen Brust antritt. Thomas Mann ist geradezu der Prototyp einer Autorschaft, die unter dem Zwang steht, immer neue Masken zu entwerfen, um der Inkorrektheit eine lebensmögliche Form zu geben. Mit vielen Detering'schen Vorzugsdichtern teilt er außerdem die Herkunft aus dem Landstrich, dem auch sein Interpret entstammt. „Herkunftsorte“ heißt das 2001 erschienene Buch, in dem er Arbeiten über Klaus Groth, Friedrich Hebbel, Detlev von Liliencron, Theodor Storm und die Mann-Brüder versammelt. Ihnen gemeinsam ist die schleswig-holsteinische Heimat, von der sich noch in den feinsten Verästelungen ihres Werks Spurenelemente finden. Und die Grenze in Richtung Dänemark hat bekanntlich eine fließende Vergangenheit. So gehört auch Hans Christian Andersen dazu, der Dichter neben Thomas Mann und Bob Dylan, dem Detering seine größte interpretatorische Aufmerksamkeit gewidmet hat. Die von ihm über-

setzten Gedichte Andersens sind in einem eigenen kleinen Band greifbar.

Es braucht kaum gesagt zu werden, dass die Akzentuierung der Herkunft nichts mit Josef Nadlerscher Blut- und Bodengebundenheit zu tun hat. Im Werk der von Detering behandelten Autoren gehören Heimat und Heimweh untrennbar zusammen, mit dem Herkunftsort ist sein Verlust verbunden; wir haben es mit Epochenbruch, Zerrissenheit zwischen verschiedenen Kulturen, metaphysischer Obdachlosigkeit zu tun.

Ich kehre zum Lyriker zurück. Wie schon die eingangs zitierten Parsifal-Strophen gezeigt haben, lässt sein Verfasser auch sonst alle möglichen Personen im Gewand seiner Verse auftreten. Viele seiner Gedichte sind Rollengedichte. Der Titel eines der glücklichsten lautet „Kilchberg“. Es eröffnet den vorläufig jüngsten Band von 2012: Old Glory. Hier wird Thomas Mann, der Schöpfer so zahlreicher Selbstmaskierungen, der in Kilchberg bei Zürich sein letztes Domizil fand, seinerseits zur Maske. Denn es ist keine Frage für mich, dass im lyrischen Porträt des Dichters auch die Züge des Porträtisten, des Lyrikers Heinrich Detering, erkennbar sind.

Kilchberg

täglich andere Ängste
und immer dieselbe Angst
die erste die letzte die längste
dass du nicht langst

dass du nie genug bist
dass du nie genügt
dass deine Sicherheit Lug ist
dass du lügst

Angst vor offenen Plätzen
Gier nach dem eigenen Platz
nachts das alte Entsetzen
morgens der nächste Satz



Frederick Blum spielte Stücke aus Franz Schuberts „Moments musicaux.“

Kent Nagano

... im Gespräch mit Prof. Siegfried Mauser

Siegfried Mauser: Lieber Maestro, es ist mir eine besondere Freude und Ehre, hier in dieser Reihe erstmalig ein Gespräch mit Ihnen zu führen, weil ich mich Ihrer Dirigierkunst, Ihrer Ästhetik, Ihrer Einstellung zur Musik als Kunstform besonders verbunden fühle. Wenn ich eine erste Frage stellen darf: Dieses Stück von Schumann, das wir gerade gehört haben, ist tatsächlich dialogisierend, ganz in der Tradition des Klassisch-Romantischen ein Zwiegespräch. Ist es das beim Dirigieren eigentlich auch? Ist es ein Zwiegespräch, das zwischen Orchester und Dirigent stattfindet, oder ist es nicht doch so, dass der Dirigent fast wie ein, sagen wir, Dompfeifer dann die Richtung vorgibt, der die Musiker zu folgen haben, oder umgekehrt vielleicht sogar dem nachgeben soll oder kann, was die Musiker vorgeben?

Kent Nagano: Ja, lieber Professor Mauser, eine einfache Frage, aber sehr kompliziert zu beantworten. Die Frage war: Ist die Arbeit mit einem Orchester ein Dialog? Ich würde sagen, es ist mehr so, wie man zum Beispiel mit einer Frau kommuniziert oder einem Mann. Dialog hilft manchmal, aber das ist nicht alles, was man für echte Kommunikation braucht. Nur als Beispiel, wie kompliziert und mehr als „sophisticated“ das sein kann, wie fast in einer anderen, einer vierten, fünften Dimension: Ich werde nie das erste Mal vergessen, als ich „Tristan und Isolde“ mit dem Bayerischen Staatsorchester geübt habe, dieses berühmte Vorspiel. Da hatte ich dieses Vorspiel vielleicht schon 120mal dirigiert, bevor ich vor dem Bayerischen Staatsorchester stand. In meiner Erinnerung habe ich mir immer eine Arbeitszeit von mindestens einer dreiviertel Stunde oder 50 Minuten erlaubt, um dieses Vorspiel wirklich richtig zu üben, richtig in Form, in den richtigen Klang zu bringen.

So habe ich natürlich gedacht, mit dem Bayerischen Staatsorchester muss ich dann wenigstens 35 Minuten haben. Ich war erstaunt: Vom ersten Moment an, als ich anfing, diese berühmte Entwicklung, diese sehr seltsame Harmonie zu dirigieren, hat es genau wie in meiner Imagination geklungen. Dann bin ich weiter gegangen, und weiter, und weiter, und weiter. Und ich war so überrascht, dass ich nach einem Moment einfach gestoppt und das Orchester mit offenem Herz, ohne Ego, gefragt habe: „Warum ist es so, dass ich überall in der Welt, mit den besten Orchestern der Welt, so viel üben muss und dann, wenn Sie spielen, es genau so klingt, wie es klingen soll?“

Siegfried Mauser: ... wie Sie es selber innerlich gehört haben ...

Kent Nagano: ... ja, und dass es einfach so klingen muss. Das Orchester war unangenehm berührt, aber dann hat Peter Wöpke gesagt: „Ja, lieber Meister, vielleicht ist es, weil wir die Uraufführung gemacht und dieses Stück jedes Jahr seit der Uraufführung gespielt haben. Vielleicht, Maestro, hat das etwas damit zu tun... Wir haben dieses Werk nicht nur intellektuell gelernt, sondern das ist in unserer Seele.“ Und später hat Peter Wöpke zu mir gesagt: „Was so viel Spaß macht, ist, dass Sie nicht einfach schlagen. Sie dirigieren nicht taktweise.“ Er sagte: „Das Denken in Ihrem Gehirn ist so klar für uns als Musiker, dass wir irgendwo dem Gefühl, dem Denken folgen. Wir brauchen nicht Ihre Hände, sondern wir wissen, wie alles kommt.“ Und das von Peter Wöpke zu mir, das war ein kleines Geschenk, das ich immer mitnehmen werde.

Das ist nur ein Beispiel dafür, wie kompliziert das ist. Man denkt, zu dirigieren bedeutet Dialog, viel sprechen, viel mit den Händen zeigen, viele Gesten machen und viel mit den Augen



Siegfried Mauser (li.) und Kent Nagano führten ein gut einstündiges, intensives und hoch interessantes Gespräch.

Einführung

Werte Freunde der Katholischen Akademie Bayern, meine sehr verehrten Damen und Herren,

ein herzliches Grüß Gott Ihnen heute am 4. Juli 2013 allen in der Katholischen Akademie Bayern. Der Andrang für diesen Abend war riesengroß. Circa 500 Personen sind jetzt wohl im Raum, vielen weiteren Interessenten mussten wir leider absagen. Deshalb werden Sie alle wohl mit freudigem Herzen die enge Bestuhlung, zu der wir gezwungen waren, nicht nur ertragen, sondern freudig bejahen. Immerhin dürften Sie alle deutlich bequemer sitzen als im Festspielhaus in Bayreuth. Dieser Andrang ist natürlich vor allem jenem Menschen geschuldet, um den es heute Abend geht. Deshalb begrüße ich vor allem Sie, hochwerrter Maestro Nagano, zusammen mit Ihrer Gattin, Frau Mari Kodama. Danke, dass Sie sich mitten während Ihrer letzten Opernfestspiele in München den Abend für uns alle freigehalten haben. Außerordentlichen Dank und freundliches Willkommen!

Ich darf Ihnen auch zur gestrigen Verleihung des Bayerischen Verdienstordens herzlich gratulieren. Wenn nicht Sie, wer hätte es dann verdient, für diese unvergesslichen, die Kultur Bayerns prägenden Jahre ausgezeichnet zu werden! Schade aber, dass Sie München in Richtung Hamburger Staatsoper schon wieder verlassen werden. Deshalb ist es besonders schön, dass es gelungen ist, Sie vorher noch in die Katholische Akademie Bayern zu locken. Und vielleicht kommen Sie ja wieder einmal zu uns nach München, um hier zu berichten, wie es denn in der Hamburger Elbphilharmonie klingt, falls diese denn fertig geworden sein wird. Und da Sie mit dem Bayerischen Verdienstorden das Recht erhalten haben, auf allen bayerischen Seen mit Ausnahme des Königssees kostenloses Schiff zu fahren, gibt es sicher einen zusätzlichen Anreiz, Bayern und München nicht zu vergessen, auch, wenn auf den bayerischen Seen leider die Möglichkeiten zum Surfen doch deutlich begrenzt sind.

Im Magazin der Süddeutschen Zeitung fand sich ja vor zwei Jahren jenes inzwischen berühmte Foto, das Sie, verehrter Maestro, am Eisbach beim Haus der Kunst zeigt, standesgemäß im Frack, allerdings weniger standesgemäß barfuß. Was viele nicht wissen, ist doch das Surfbrett Ihre geheime Leidenschaft. Der Schwerkraft ein Schnippchen zu schlagen und ganz leicht auf den Wellen zu reiten: Man merkt dieses Gefühl Ihren Interpretationen großer Musik an.

Dass dieser Ort Katholische Akademie Bayern für ein Schlussgespräch über Ihre Erfahrungen nicht nur der Münchner Zeit nicht ganz falsch ist, kann durch die Erinnerung daran gestützt werden, dass Sie bereits den Kirchenchor Ihrer kalifornischen Heimatgemeinde im Alter von acht Jahren geleitet haben. Kein schlechter Anfang für eine musikalische Karriere! Vielleicht war das ja auch der Anstoß dafür, dass es Ihnen bis heute ein ganz großes Anliegen ist, klassische Musik jungen Menschen nahezubringen, ob sie nun musikalisch begabt sind oder weniger. Und dann waren Sie auch wesentlich beteiligt an der Uraufführung der Oper „Saint François d'Assise“ von Olivier Messiaen im Jahre 1984. Mit diesem durch und



Akademiedirektor Dr. Florian Schuller begrüßte die rund 500 Gäste und führte in die neue Veranstaltungsreihe der Katholischen Akademie ein.

durch katholisch geprägten Komponisten – manche halten ihn ja für den größten des 20. Jahrhunderts – hat Sie eine enge Freundschaft verbunden. Darüber würden wir nachher natürlich gerne ein bisschen mehr erfahren, und zwar im Gespräch mit dem Präsidenten der Münchener Hochschule für Musik und Theater.

Sehr verehrter Herr Professor Mauser, über die große Distanz hinüber Ihnen mit Ihrer Gattin, Frau Amelie Sandmann, ein auch besonderes und dankbares Grüß Gott. Danke. Wunderbar, dass Sie nicht nur heute dabei sind, sondern sich gleichsam als „anchor man“ für unsere neue Reihe zur Verfügung stellen. Ein echter Glücksfall für unsere Akademie und alle Musikinteressierten, denn – das ist der ganz kurze Werbeblock – zweimal pro Jahr werden Sie künftig einen prominenten Musiker zum Gespräch bitten, ob nun Dirigent oder Komponist, Instrumentalistin oder Sängerin, ähnlich wie seit vielen Jahren Albert von Schirnding in unserer Literaturreihe.

Aber nun genug geredet. Jetzt soll die Musik das erste Wort haben, und sie wird auch das letzte an diesem Abend haben. Ausgesucht wurde sie und natürlich die Interpreten im Geiste, im Sinne von Maestro Nagano. Wir freuen uns, dass Peter Wöpke, der ebenfalls scheidende Solocellist des Bayerischen Staatsorchesters, sein wunderschönes historisches Instrument aus dem Jahre – heute habe ich es gelernt – 1699 dann sprechen oder besser, singen lassen wird. Dem Instrument wird man die große Trauer anhören, dass Sie es nicht in Ihren persönlichen Ruhestand werden mitnehmen können, sondern dem schönen Bayerischen Staat oder der Staatsoper dann wieder zurückgeben müssen. Und Professor Mauser, der Gastgeber des heutigen Abends, wird selber in die Tasten des Flügels greifen, übrigens eines Instrumentes, das einst kein geringerer als der kürzlich verstorbene Wolfgang Sawallisch für die Akademie ausgesucht hat.

Florian Schuller



Beklatschten die Musik: Kent Nagano, Dr. Dieter Rexroth, Musikmanager, bekannter Dramaturg und ein enger

Berater des Dirigenten, sowie Christa Pfeffer, die persönliche Referentin des Maestro.

ausdrücken. Aber wenn, wie zwischen zwei Menschen, alle Quellen offen sind und es eine klar verteilte Reihe von Werten gibt, dann kann man wirklich tief kommunizieren, auf einer Ebene, die nur Musik und Liebe erreichen und wo alle anderen Sachen dann eher banal sind. Also habe ich mir gedacht, als ich das nächste Mal eine sehr berühmte Sinfonie dirigierte, dass ich sie wie das Vorspiel von „Tristan und Isolde“ mache, also nur denken werde, und das hat nicht funktioniert.

Siegfried Mauser: Für die musikalische Entwicklung, gerade auch in der Jugend, sind immer Persönlichkeiten wichtig, die einem Initialimpulse, Anregungen geben. Wir haben in mehreren Gesprächen ja auch schon darüber kommuniziert. Ich war bei Ihnen zu Gast in San Francisco, bei dem wunderbaren Kammermusik-Festival, das Ihre Frau mit Ihnen gestaltet. Da haben Sie immer wieder einen Namen erwähnt: Laszlo Varga. Das sei eine Persönlichkeit gewesen, die für Ihre musikalische Entwicklung hoch bedeutungsvoll war. Könnten Sie ein paar Worte dazu sagen, vielleicht überhaupt zu dieser Entwicklung als junger Musiker in Kalifornien?

Kent Nagano: Laszlo Varga war ein hervorragender Cellist und Dirigent. Er war Ungar, in Budapest geboren, und sein bester Freund war János Starker. Sie waren zusammen auf dem Konservatorium. János Starker hatte den Vorteil, Ungarn zu verlassen, bevor es im „Dritten Reich“ die Nazis militärisch besetzten. Varga, etwas jünger, hatte nicht dieses Glück; er war dort gefangen.

Nun ist ein Teil von Kalifornien so, wie man sich das stereotyp vorstellt. In Südkalifornien haben wir schöne Strände mit Palmenbäumen, schöne blonde Menschen, wie in San Diego, Malibu oder Santa Monica zum Beispiel. Diese Vorstellung, wie von Hollywood, ist teilweise wahr, aber es ist schwer zu erklären, dass es nur vielleicht drei oder vier Prozent von Kalifornien ausmacht. Das ursprüngliche Kalifornien ist mit der Geschichte verbunden. Es ist ein Ort der USA, sozusagen die Grenze und der letzte Teil, der von Europa aus zivilisiert wurde, weil es die Westküste ist.

Und bei uns ist, ausgelöst durch die Schwierigkeiten in Europa, eine un-

gläublich reiche Folge von Auswanderungswellen angekommen. Zum Beispiel gab es Ende des 19. Jahrhunderts in Europa eine ökonomische Katastrophe, und viele Emigranten sind damals nach Kalifornien gekommen, inklusive Auswanderer aus Asien. Damals ist auch mein Großvater herübergekommen und hat dieses Talent, diese Kulturverwurzelung mitgebracht und sich in Kalifornien installiert. Vor, während und nach dem Ersten Weltkrieg gab es noch eine Welle. Die große wirtschaftliche Depression der 1930er Jahre führte dazu, dass viele Menschen in die USA kamen, und selbstverständlich dann im Zweiten Weltkrieg.

Laszlo Varga ist direkt nach dem Krieg gekommen, mit zwei Streichquartetten. Das erste Mal war es mit dem berühmten Léner-Quartett, das zweite Mal mit dem Budapest-Quartett, als Cellist.

Siegfried Mauser: ... auch sehr berühmt, ja ...

Kent Nagano: Und beim zweiten Mal hatte er die Idee, einfach in den USA zu bleiben. Das war sehr mutig, denn damals gehörte Ungarn ja zum Ostblock. Bruno Walter war es, der ihm geholfen hat. Er hat eine Position für ihn gefunden, als Erster Cellist im New York Philharmonic Orchestra, und da hat Leonard Bernstein ihn wirklich sehr geschätzt. Nach dieser Zeit, nach zehn Jahren beim New York Philharmonic, hatte Varga trotzdem das Gefühl, dass er zum Solo-Cello-Spielen zurück muss. Er ist an die Westküste gekommen, zu seinen Freunden Arnold Schönberg, Igor Strawinsky und Bruno Walter, die alle in Kalifornien lebten. Wenn Sie sich das vorstellen können: Als ich ein Junge war, habe ich gedacht, Bruno Walter ist Amerikaner und kommt aus Los Angeles! Und wenn jemand gesagt hätte, nennen Sie einen sehr berühmten Komponisten aus Kalifornien, hätte ich Igor Strawinsky gesagt; er war für mich ein kalifornischer Komponist, denn er lebte am Sunset Boulevard in Los Angeles! Ich habe wirklich gedacht, dass das Dodekaphonie-System, die Zwölftontechnik, von Arnold Schönberg, unserem Nachbarn in Brentwood, herübergebracht und in Kalifornien installiert wurde. So war und ist dieses Land Kalifornien: eine neue Chance oder eine neue Bühne, von der aus man etwas hinaustragen kann.

Und so war es auch mit Laszlo Varga. Er hat einen besonderen Stil, nämlich einen europäischen Stil, einen harten „non compromising“ Stil mitgebracht. Das war voll und ganz gegen den Trend. Anfang und Mitte der 70er Jahre hatten wir in Kalifornien einen Trend, den ich als sehr gefährlich finde und der leider noch anhält. Man sagt zu den Schülern, ja, Sie haben ihr Bestes getan, das war toll, das war wunderbar, Sie sind auf der gleichen Höhe wie der andere Student, der die „24 Preludes for a Fugue“ von Arvo Pärt gespielt hat, und Sie haben eben Ihr kleines Zwei-Sekunden-Stück gespielt. Wunderbar, Sie sind genauso wunderbar wie der andere Herr! Diese Tendenz, dass wir alle so wunderbar, alle so schön sind, alle so gleich sind, das „California Cool“.

Siegfried Mauser: Das kommt vielleicht daher, dass das Wetter so gleichförmig schön ist.

Kent Nagano: Laszlo Varga hatte einen anderen Stil, ganz hart. Sein Stil, den wir alle hier kennen, ist: Wenn Sie etwas nicht richtig machen, werden wir einfach schreien und nicht in nettem Ton, sondern sehr böse, sehr aggressiv. Wenn er fühlte, dass jemand etwas Talent hatte, war er noch härter. Das war eine sehr wichtige Auseinandersetzung. Mit Varga war es das erste Mal in meinem Leben, dass es mir so elend schlecht ging, und auch das erste Mal, dass ich gepusht wurde, um auf eine andere Ebene zu kommen. Deshalb zitiere ich ihn so oft. Jetzt sind wir sehr gute Freunde, aber früher war es eine sehr angespannte Beziehung. Er wollte es nicht akzeptieren, wenn etwas unakzeptabel war.

Siegfried Mauser: Sie fühlten sich durch ihn auch provoziert, in eine bestimmte Richtung zu gehen.

Kent Nagano: Ja, wie alle Studenten von sehr starken Professoren provoziert werden müssen, sonst würden sie niemals die innerliche Kraft finden weiterzugehen.

Siegfried Mauser: Die Dirigierkarriere in den USA ist ja dann sehr schnell vorangeschritten, mit Boston als einer wichtigen Station. Das internationale Image in Europa, das Sie sich erworben haben, lief zunächst eher über Frankreich, diese ungemein erfolgreiche Zeit am Opernhaus von Lyon. Jetzt haben Sie ein deutsches Opernhaus sehr gut kennengelernt, Hamburg wird wieder eines sein. Wenn Sie die Situation der Oper, des Musiktheaters, so wie sie sie in Frankreich kennengelernt haben, mit Deutschland vergleichen würden. Trotz des internationalen Sänger-Circus gibt es ja doch nationale Traditionen. Wo würden Sie die Unterschiede oder auch die Gemeinsamkeiten zwischen einem bedeutenden französischen Opernhaus wie Lyon und einem bedeutenden deutschen Opernhaus sehen?

Kent Nagano: Das ist wirklich zu schwierig zu beantworten, wenn man denkt, dass es schon fast unmöglich ist, drei Opernhäuser in Frankreich miteinander zu vergleichen.

Siegfried Mauser: Aha, in Frankreich selber schon.

Kent Nagano: Ja, in Frankreich selber. Und wie überall in der Welt gibt es Zeiten, in denen eine Tradition sehr hoch steht, Zeiten, in denen sie absinkt und dann wieder aufsteigen kann. Als ich in Frankreich angefangen habe – das war mit Messiaen in „Saint François d'Assise“ an der Pariser Oper – war das immer noch im Palais Garnier, im

alten Opernhaus. Jetzt spielt man in der Opéra Bastille, und das ist nicht zu vergleichen mit dem Palais Garnier. Ich war in Lyon, wie Sie gesagt haben, und jetzt kann ich nicht mehr vergleichen, wie es damals war und was zurzeit dort passiert. Und so ist es mit jedem Land, auch hier in Deutschland. Wir haben so viele verschiedene und sehr berühmte und wichtige Traditionen hier. Es ist schwer, ein Haus mit einem anderen zu vergleichen.

Siegfried Mauser: Aber in Lyon ist es Ihnen gelungen, dieses Haus in relativ kurzer Zeit zu einem internationalen Renommee zu führen. Man sprach erstmals nicht nur von der Pariser Oper, sondern von der Oper in Lyon, auch in Deutschland. Was könnte Ihnen da gelungen sein, dass dieses Haus in so kurzer Zeit eine solche internationale Reputation erhalten hat? War es mehr die Arbeit im Regiebereich oder mit dem Orchester oder mit den Sängern?

Kent Nagano: Viel ist möglich, wenn das Timing stimmt. Man kann die richtigen Elemente haben, aber ein schlechtes Timing, und dann geht es nicht. Man kann das richtige Timing haben, aber schlechte Elemente, dann geht es auch nicht. Oper ist selbstverständlich Kollaboration. So ist der ganze Musik- und Theaterbereich. Aber Kollaboration in der Oper ist vielleicht einfacher zu sehen: Bühne, Orchester, Regie, Dirigenten, Licht, Sänger, Chor, Verwaltung, Musikalische Leitung.

Was vielleicht in der Zeit in Lyon interessant war, ist, dass alle Mitarbeiter in die gleiche Richtung gedacht haben. Und wenn eine Gruppe von Leuten

Als ich ein Junge war, habe ich geglaubt, Bruno Walter ist Amerikaner und kommt aus Los Angeles!

wirklich an dieselben Prioritäten, dieselben Werte glaubt oder diese akzeptiert und mit wirklich großer Entschlossenheit in eine Richtung geht, ist es erstaunlich, wie viel man in sehr kurzer Zeit erreichen kann.

Siegfried Mauser: Es kann auch einmal ein Glücksfall sein, dass dieses sich ereignet, aber es braucht natürlich auch einen „spiritus rector“, der vielleicht alle in diese Richtung zu lenken oder zu animieren weiß. Das wird sicherlich von Ihrer Seite auch der Fall gewesen sein.

Die Oper ist ja eine Seite Ihrer Tätigkeit, eigentlich immer schon gewesen, und die französische Musik auch. Sie haben Paris erwähnt und dann natürlich Lyon, wo Sie tätig waren, und auch einen Namen, auf den ich jetzt doch noch einmal ausführlicher zu sprechen kommen möchte, und der sicherlich einer der wenigen fraglos bedeutenden Komponisten des 20. Jahrhunderts war, nämlich Olivier Messiaen. Ich habe das Glück gehabt, damals schon in Salzburg, den „Saint François d'Assise“ unter Ihrem Dirigat zu hören – da war ich dreimal drin – und es war einfach stupend, dieses Werk kennenzulernen.

Aber auch diese Ihre Fähigkeiten und Fertigkeiten zwei Dinge zu verbinden, die ich auch bei Dirigenten auf höchstem Niveau selten so ideal miteinander verbunden sehe: eine enorme schlagtechnische Präzision – sich in den vier Stunden des „François“ nicht zu verschlagen und im Prinzip überhaupt nie zu verschlagen, weder in der Probe noch in einer Aufführung. Das grenzt an ein Wunder, aber vielleicht können

das andere Dirigenten der neuen Musikszene annäherungsweise auch noch. Aber das Zweite, dass sich das verbindet mit einem durchgehenden Fluss, dass die Musik ihren Fluss bekommt und ihren Fluss erhält, trotz dieser präzisen Schlagtechnik! Ich habe auch mit Michael Gielen zusammengearbeitet, der ein sehr präziser Schlagtechniker war, gerade im Bereich der neuen Musik. Nur dieses Verströmen, das sich sozusagen dazugesellen soll, das habe ich relativ selten erlebt.

Ich hatte ja auch das Glück, mit und unter Ihnen als Solist bei einem komplizierten Stück des traditionellen Repertoires von Alban Berg zu arbeiten. Da ist es mir auch aufgefallen, dass es erstaunlich ist, absolute schlagtechnische Präzision, die aber zugleich in einem Fluss, in einem „fluido“, möchte ich fast sagen, ist, aufgeht. Es gibt ja viele Dirigenten, die können es fließen lassen, aber der Schlag ist dann nicht so ganz genau auf den Punkt, und umgekehrt auch. Und dass sich beides so verbindet, das ist außerordentlich. Das habe ich beim „François“ zum ersten Mal erlebt, weil es ja auch eine Musik ist, die in dieser Kompliziertheit fließt, und bei Berg letztlich auch. Jetzt einfach eine ungeschützte Frage: Wie machen Sie das, dass diese Präzision, die natürlich doch vom Kopf kommen muss, sich dann in so einem fast spirituellen Strom auflöst?

Kent Nagano: Wow!

Siegfried Mauser: Gute Antwort, Kent!

Kent Nagano: Okay, ich habe zwei Gedanken dazu. Der erste ist, vielen Dank für diese schönen Worte, aber ich habe gedacht, dass, wow, Sie über das iPhone5 sprechen: so schön anzuschauen, perfekte Technik, so klar, keine Fehler, man kann immer verbinden, es sieht immer so hervorragend aus. In einem Wort: Schlagtechnik ist nur Technik. Sie drückt nichts aus, sondern erlaubt nur, einen Inhalt zu vermitteln. Genau wie ein iPhone5: Wenn man ein iPhone in die Hand nimmt, ist es nichts. Es ist absolut nichts, sondern nur eine kleine mechanische Sache, und es ist für mich auf jeden Fall komplett, total uninteressant. Interessant ist das, was man zu der anderen Person sagt. Wenn man etwas sagt, was wichtig ist oder Bedeutung hat, oder man vielleicht ein paar Sätze sagen kann, die einen besonderen Inhalt haben, bedeutet es, dass man über diese nur technische Phase hinausgeht. Eine sehr klare und präzise Technik erlaubt, etwas zu vermitteln, aber die Technik selbst ist nichts. Vielleicht ist sie so amüsant anzuschauen wie ein iPhone, aber nicht mehr. Die richtige Arbeit und die richtige Kunst finden statt, wenn etwas herüberkommt.

Die meisten Schläge sind mit dem Takt, oder bei moderner Musik ist es oft eine Gruppierung oder Organisation von Impulsen. Diese Organisation von Impulsen oder von schnellen Takten muss überhaupt nicht mathematisch gedacht werden. Es ist eine Gruppierung – so denken die Komponisten – in einer Art etablierter Prioritäten, das heißt, welcher Impuls ist wichtiger als ein anderer. Im Ländler zum Beispiel fühlen wir eins, zwei, drei, eins, zwei, drei mit der Betonung auf eins, bei der Polka eins und eins usw.

Klar, wenn man dirigiert, muss man teilweise suggerieren, wie das Tanzgefühl ist, wie unsere Beziehung zur Schwerkraft ist, wie wir als Menschen die Organisation von Schwerkraft fühlen. Denn wenn etwas in 4 oder in 3 oder in 1 oder in 2 spielt, haben wir ein jeweils anderes Gefühl von Natur. Wie soll das funktionieren? Oder anders

gesagt, in einem Werk wie „Saint François d'Assise“ geht es manchmal sehr, sehr schnell, aber trotzdem ist das Ziel, dass die Musiker auf ihre Kollegen schauen: Wie sollen wir als Natur fühlen?

Siegfried Mauser: Spielt da der Körper eine große Rolle, das körperliche Moment?

Kent Nagano: Ja und nein. Selbstverständlich fühlen wir diese Schwerkraft in unserem Körper. Auf der anderen Seite kann der Körper ein großes Problem sein, wenn es zu viel Spannung gibt und man dann nicht mehr klar ist in dem, was man tut. Das Ziel von Technik ist daher einfach, etwas zu kommunizieren. Nur Technik selbst: Wir hoffen alle, dass das so unwichtig ist, dass man es nicht merkt.

Siegfried Mauser: Vielleicht noch zur Musik von Messiaen. Sie haben ja nicht nur dieses einzigartige Musiktheaterwerk mehrfach dirigiert, zum Glück auch hier in München, sondern auch die Orchesterwerke, und auch eingespielt. Was ist es eigentlich, was Sie speziell an Messiaen besonders fasziniert, in der Stilistik, in der Klanglichkeit?

Kent Nagano: Für uns als Menschen gilt, dass, wenn wir eine Beziehung zu etwas aufbauen und diese Beziehung reich ist, so reich, dass sie eine Entwicklung erlaubt, diese Beziehung dann hoffentlich in eine konstante Änderungsphase gelangt. Das hoffen wir jedenfalls. Das ist es, warum wir als Publikum alles, zum Beispiel die Sechste Sinfonie von Beethoven, immer noch einmal hören wollen. Warum? Es ist nicht deswegen, weil wir die Noten, die Tempi oder die Sätze nicht kennen. Wir alle in diesem Raum kennen die Sechste Sinfonie, wir können Themen daraus singen; das ist kein Problem. Aber wir gehen wieder und wieder dorthin zurück, weil wir wissen, dass dieses Stück und unsere Beziehung zu diesem Stück, wenn es richtig gut gespielt wird, immer das Potential haben wird, dass wir durch diese Beziehung etwas Neues lernen.

So ist es mit Messiaen. Am Anfang war ich in Boston und habe an der Oper in Boston gearbeitet. In meiner freien Zeit war es wunderbar, weil ich wie die meisten Schüler oder ganz jungen Profis kein Geld hatte. Also, was tut man, wenn man kein Geld hat? Man kann nicht ins Kino gehen, kann nicht ins Konzert gehen, alles ist zu teuer. Also bin ich in meiner ganzen Freizeit in die Bibliothek gegangen und habe einfach Musik gelernt. Es war dort, wo ich einen Kontakt mit Messiaens Musik gehabt habe, ein paar Jahre nach meiner Orgelstundenzeit. Der erste Kontakt fand mit dem Orgelwerk von Messiaen statt. Und wenn ich ehrlich bin, war die erste Beziehung für mich Adrenalin, weil diese Musik für mich so schwer war. Ich meine, von „La Traviata“ auszugehen und dann zum „Catalogue des oiseaux“ zu gehen: Dort gibt es auf einer Seite so viele Noten wie im Ersten Akt von Traviata, um nur die Noten zu vergleichen. Das am Klavier zu spielen zu versuchen, diese Herausforderung war wirklich Spaß.

Und dann später, wie Sie gesagt haben, eine so strenge Technik zu entwickeln, damit man diese Musik dirigieren kann, das war auch etwas Neues, ein wunderbares Adrenalin, wenn man das erreicht. Aber kurz danach war es ganz klar, dass das nicht eine Basis für eine Beziehung sein kann, sondern dass man tiefer gehen muss. Und während dieser langen Phase, als ich zusammen mit Messiaen an seiner Musik gearbeitet habe, ist es langsam zu dem Punkt

Die Musik von Siegfried Mauser und Peter Wöpke

Siegfried Mauser: Meine sehr verehrten Damen und Herren, ich begrüße Sie sehr herzlich zu dieser ersten Veranstaltung einer neuen Reihe, mit Kent Nagano – und einem zusätzlichen Gast. Wir wollten natürlich, wenn wir über Musik sprechen und über eine bestimmte Zeit, in der die Oper in München gestaltet wurde, auch Musik hörbar machen. Es ist ja nicht nur so, dass diese sieben Jahre, die Kent Nagano an der Bayerischen Staatsoper tätig war, tatsächlich fraglos eine Ära waren. Der frühere Kultusminister Hans Zehetmair hat einmal bei einer Verabschiedung den schönen Spruch geprägt: „Ära, wem Ära gebührt“. Und in diesem Falle ist es fraglos so, dass diese sieben Jahre eine Ära für das Musikleben in München bedeuten.

Es geht auch eine andere, wenn man so will, Ära zu Ende, und deshalb trifft sich das so schön: Peter Wöpke war wirklich mehr als 35 Jahre lang Erster Solocellist im Bayerischen Staatsorchester, und seine Soli sind, bleiben und werden auch in Zukunft Legende sein in diesem Haus. Man könnte fast sagen, dieses Cello und sein Instrumentalist haben das Haus aus der Perspektive des Cellos mitgeprägt. Deshalb haben wir gedacht, wir fügen dies hier zusammen und machen für Sie Musik, zwei Stücke. Das eine hat Peter ausgewählt, den einleitenden Schumann, und dazu wird er jetzt ein paar Worte sagen. Das zweite, die abschließende Debussy-Sonate,

habe ich dann ausgewählt; dazu werde ich dann auch noch ein paar Worte sagen. Bitte, lieber Peter!

Peter Wöpke: Danke sehr. Das heutige Programm ist natürlich Kent Nagano gewidmet. Es soll mein Dank sein für die wunderbare Zeit, die wir hatten. Ich zitiere da Wagner: „Die Zeit, die wir hatten, ich kann sie nicht ermessen. Tage, Monde, ich kann die Sonne nicht mehr sehn“. Sie dürfen jetzt alle Zeugen sein eines Zwiegesprächs, eines intimen Zwiegesprächs zwischen Clara und Robert.

Siegfried Mauser: Ich bin heute seine Clara!

Peter Wöpke: Der erste Teil des Stückes ist überschrieben mit „Langsam. Mit innigem Ausdruck“, und der zweite „Rasch und feurig“.

Siegfried Mauser: Indirekt ist damit natürlich auch ein bisschen die Zwiegespräche, der Dialog zwischen Dirigent und Orchester angedeutet. Deshalb ist dieses sehr stark gesprächsorientierte Werk von Schumann gleichzeitig „mit innigem Ausdruck“ ausgewählt worden.

Zum Abschluss des Gesprächs wird dann die Sonate für Violoncello und Klavier von Claude Debussy aus dem Jahr 1915 erklingen. Prologue: Lent. Sérénade: Modérément animé. Finale: Animé, lento, vivace.



Peter Wöpke, scheidender Solocellist des Bayerischen Staatsorchesters, am Cello, und Siegfried Mauser am Klavier spielten die Musik von Robert

Schumann und Claude Debussy. Beide verbanden ihre künstlerisch herausragenden Darbietungen mit dankbaren Worten an Kent Nagano.

gekommen, wie ich gerade gesagt habe: Die technische Seite, das Adrenalin, spielt keine Rolle mehr. Es geht eher darum zu suchen, was hinter den Tönen, unter und zwischen den Tönen liegt. Ich glaube, für mich war dieses Jahr, als ich mit Messiaen zusammenwohnte, nicht die Zeit, in der wir wirklich über seine Musik gesprochen haben, sondern ich lernte viel durch indirekte Beispiele.

Zum Beispiel waren wir jeden Sonntag und jeden Mittwoch in der Kirche Sainte Trinité, auf der Orgelempore, und ich habe alle seine Partituren für ihn die 130 Treppen hinaufgetragen. Da gab es keine Heizung; ich erinnere mich,

dass es eiskalt war. Wir übten dann, und übten und übten und übten. Manchmal war das Repertoire Bach, manchmal nur Improvisation, manchmal aus seinen eigenen Stücken. An diesem heiligen Ort, mit all der Inspiration, die von einer Kirche kommt, in der Offenheit dieses Kontextes, habe ich aktiv und passiv sehr viel von seiner Musik gelernt. Der Höhepunkt war immer die Messe am Sonntag. Und vielleicht, weil der Priester etwas uninspiriert und mein Französisch damals noch nicht gut war, also durch die Kombination, nicht so gut zu verstehen und von der Kanzel vielleicht nicht so viel Charisma zu empfinden, hatte ich viel Zeit zu denken.



Nach dem Gespräch blieb noch Zeit für eine Begegnung im Park der Akademie. Auch Kent Nagano und Siegfried Mauser blieben noch gerne.

Dann versuchte der Chor zu singen, aber er war für einen Kirchenchor nicht optimal. Er versuchte also zu singen, aber gelernt habe ich dadurch, wie Messiaen reagierte. Er hat alles bemerkt, und manchmal, als Witz zwischen uns, einen Tenor, der immer zu tief gesungen hat, sozusagen nachgeahmt: In seiner Improvisation hat er das falsche Tenor-Intervall genommen, und auch die Textur der Stimme dieses Priesters, der eine sehr hohe, scharfe Stimme hatte, auf seiner Orgel übernommen und irgendwie eine Improvisation daraus gemacht, die so wunderbar und so schön war. Es war einfach Natur in Musik gewandelt.

Siegfried Mauser: Hat er registriert, wie der Tenor singt?

Kent Nagano: Absolut; er hat es perfekt registriert. Ich war rot vor Lachen; das war so lustig. Aber er hat Schönheit aus den täglichen Dingen genommen und hat es dann als Kunst präsentiert. Ja, das war ein sehr amüsanter Moment, aber ich habe es niemals vergessen, als ich das nächste Mal an seine Partitur herangegangen bin: dass man sieht, ja, hier liegt Natur darin. Es ist nicht nur ein Vogel, sondern es ist ein Naturbild. Hier gibt es eine sehr dichte und dicke Textur, hier empfinden wir dabei Natur.

Meine Beziehung zu Messiaen hat sich wirklich langsam entwickelt, über all diese lange Zeit, denn am Ende war es für mich ganz klar, dass diese Musik irgendwo nicht moderne Musik war, sondern Musik, die über die Zeit fließt. Interessanterweise war es damals, 1982/83, noch nicht sicher, ob Messiaen im 21. Jahrhundert als Teil unseres Repertoires ankommen wird. Jetzt haben wir das Jahr 2013, also nur 13 Jahre ins 21. Jahrhundert hinein, und es ist überraschend, wie schnell sich seine Musik inzwischen in unserem Repertoire etabliert hat.

Siegfried Mauser: Klassisch zu nennen mittlerweile.

Kent Nagano: Ja, klassisch.

Siegfried Mauser: Mit dem „Saint François d'Assise“ sind wir ja eigentlich auch in der Münchner Zeit angelangt. Es war eines der Großprojekte hier für diese Stadt, und es ist ein besonderes

Geschenk gewesen, finde ich, dass diese Oper hier noch einmal produziert wurde und zu hören war, neben vielen anderen Großprojekten. Der „Ring“ natürlich, der für jedes Opernhaus und für jeden Dirigenten nach wie vor eine gewaltige Herausforderung darstellt. Aber wenn man einen ganz wesentlichen Punkt dieser Ära – ich möchte es noch einmal so nennen – der sieben Jahre hier in München ins Auge fassen möchte, so war es doch auch der Einsatz für zeitgenössische Musik. Sie haben begonnen mit Wolfgang Rihms „Das Gehege“, kombiniert mit „Salome“, und mit einer neuen Oper von Unsuk Chin, und der Messiaen fügt sich hier nahtlos ein.

Eine Frage dazu: Dieses Engagement für das Zeitgenössische, das einen wirklich zeitgemäßen Dirigenten auszeichnet, wie ich meine, dieses Engagement hat ja auch eigene Vorlieben. Was ist für Sie wichtig an einem zeitgenössischen Werk, das es Sie fasziniert und Sie sich sagen, das möchte ich machen? Was ist zum Beispiel an der Musik von Rihm, dass es Sie als Dirigent, als Musiker, aber auch in einem spirituellen Sinne, wie Sie es jetzt bei Messiaen beschrieben haben, packt und herausfordert?

Kent Nagano: Ja, ich habe oft gesagt, dass ich mit 99 % der zeitgenössischen Musik ein großes Problem habe: Sie ist hässlich, ich verstehe sie nicht, ich habe keine Beziehung dazu. Also, es ist wirklich sehr problematisch.

Siegfried Mauser: Ist es dann die Schönheit des Klanges, die sich irgendwie einstellen muss?

Kent Nagano: Es ist etwas mehr. Was mich interessiert, und ich glaube, auch jedes Publikum, ist nicht, ob es neu oder alt, sondern ob es ein gutes Stück ist. Das ist für mich die Frage. Und als Vorbereitung für diese Münchner Zeit habe ich mir angeschaut, dass es durch die lange Geschichte der Bayerischen Staatsoper und des Bayerischen Staatsopernorchesters nicht ein- oder zweimal, sondern mehrfach historische Momente gegeben hat, an denen in diesem Haus, dem Nationaltheater, etwas kreiert wurde: Danach war die gesamte musikalische Geschichte Europas nicht mehr dieselbe. Das heißt, ein entschei-

dender Moment in der Entwicklung unserer musikalischen Geschichte ist in diesem Haus geschehen, der so explosiv war, dass er die Geschichte danach vollkommen veränderte, so zum Beispiel Orlando di Lassos „colla parte“-Idee, radikal Instrumente mit dem Chor zusammenzubringen, oder ...

Siegfried Mauser: ... „Tristan“ haben Sie schon erwähnt ...

Kent Nagano: ... „Tristan und Isolde“, ja, du meine Güte, wenn man sich überlegt, wie das nicht nur in München eine Ruptur, eine Explosion, sondern in ganz Europa einen Kampf zwischen Befürwortern und Gegnern Wagners auslöste. In gewissem Sinn wird dieser Kampf bis heute geführt; wir haben ihn noch nicht ausgekämpft. Sind Sie für oder sind Sie gegen Wagner? Ich weiß nicht, wie viele Male ich das gehört habe, und wie oft ich das gefragt wurde in der Zeit, als ich Komposition studiert habe. Das passierte in München und in den USA, das heißt, nach der „Salome“-Premiere in München, und die Metropolitan Opera in New York meinte, oh Gott, wir müssen das absagen, es ist unmoralisch, „Salome“ hier zu spielen. Also wurde „Salome“ abgesagt. Es ist also wirklich ein sehr starkes Dafür und Dagegen.

Wir sagen sehr oft „die schöne Tradition“, aber diese schöne Tradition war zeitweise voller Kampf. Für mich ist das der Grund, warum dieses Haus und diese Tradition eine besondere Position in der Welt hat. Es ist einfach prägnanter, wichtiger als jedes andere Haus, weil so viel in diesen Mauern passiert ist. Es ist wichtig, dass wir unser Haus und diese Tradition wirklich hochschätzen und wollen, dass es weitergeht. Wenn man sich überlegt, dass die Bayerische Staatsoper, das Bayerische Staatsorchester jetzt 487 Jahre alt sind, dann bedeuten zehn Jahre in dieser Perspektive absolut nichts. Wenn wir also das Privileg haben, eine kurze Zeit hier die Leitung zu haben, stellt sich die Frage, was wir in dieser Zeit tun können, damit diese Tradition an unsere Kinder weitergegeben wird. Das ist die richtige Frage. Nicht, was kann ich für mich tun, sondern, was können wir für die Weitergabe unserer Tradition tun.

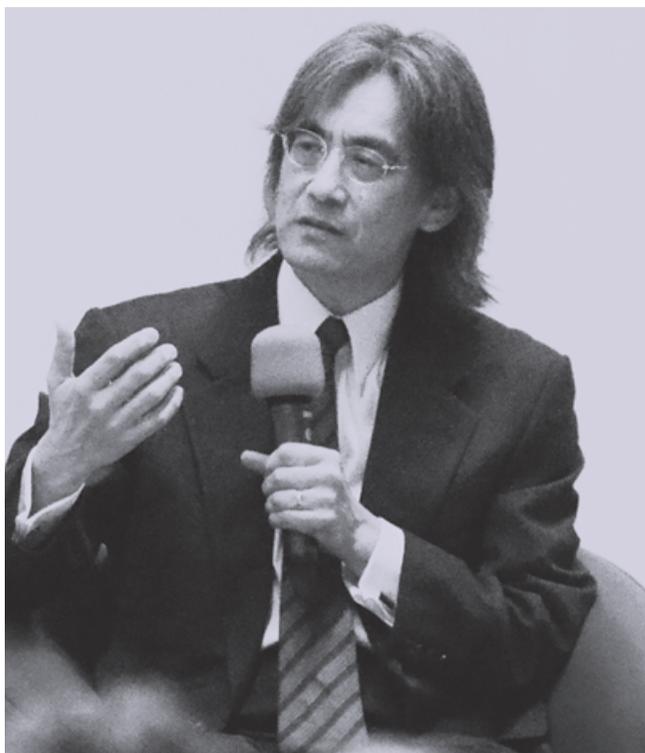
Ein Teil der Antworten war: viel Energie in unser Haus, unser Orchester, das Bayerische Staatsorchester hineingeben, viel Liebe, viel harte Arbeit in unseren Chor stecken, in unsere Haustechnik, aber auch: Was wird an Stücken auf der Bühne erscheinen? Denn es ist wahr, wir haben lange über eine Serie von fünf Komponisten nachgedacht: ein paar Deutsche wie Jörg Widmann, von dem zuletzt „Babylon“ aufgeführt wurde, und ganz am Anfang Wolfgang Rihm, „Das Gehege“. Aber wir wollten, weil dieses Haus immer ein internationales Haus war, Wolfgang Amadeus Mozart zum Beispiel, auch andere Einflüsse haben. Deshalb hat Unsuk Chin ganz am Anfang ihrer Karriere – inzwischen ist sie ein Superstar geworden – hier ihre Oper „Alice in Wonderland“ aufgeführt, und Peter Eötvös „Die Tragödie des Teufels“, die nächstes Jahr in Wien auf die Bühne kommen wird. Jetzt in den Festspielen kommt dann noch George Benjamins Oper „Written on Skin“.

Wenn man überlegt, dass wir vor 10 Jahren darüber nachgedacht haben und dann diese Reihe entstanden ist: Wolfgang Rihm, Jörg Widmann, Unsuk Chin, Peter Eötvös und George Benjamin. Man sieht, dass das in die Richtung unserer Tradition geht: Fünf der besten, berühmtesten Komponisten der Welt haben hier, auf unserer Bühne, etwas kreiert, und nicht nur einmal, sondern mit jeder Produktion haben wir das Glück gehabt, dass es mehrfach von München aus in die Welt gegangen ist.

Siegfried Mauser: Wenn Sie jetzt zurückblicken auf diese Münchner Zeit und gefragt werden, was eigentlich am faszinierendsten gewesen ist, was bleibt, was nehme ich mit, was ist es, was mir auch am meisten Spaß gemacht hat, wo ich mich am wohlsten gefühlt habe in dieser Münchner Zeit: Ist es ein bestimmtes Stück oder eine bestimmte Produktion oder dieses wunderbare Orchester mit seinem eigenen Sound? Was, würden Sie sagen, bleibt in der Erinnerung? Wir hoffen natürlich umgekehrt, dass Sie auch möglichst oft zurückkommen als Gast. Was bleibt in der Erinnerung haften als absolut Positives?



Am Rande der Veranstaltung zeigten sich Video- und Foto-Künstler Christoph Brech (li.), Professor Hans Maier und dessen Ehefrau Adelheid in intensivem Gedankenaustausch.



Der Dirigent erzählte unter anderem von seinem engen Verhältnis zum Komponisten Olivier Messiaen.



Entspannt, eloquent und sehr gut vorbereitet: Professor Siegfried Mauser, der Gastgeber der neuen Reihe.

Kent Nagano: Absolut positiv ist, dass ich Weißwürste kennengelernt habe...

Siegfried Mauser: In der Kantine?

Kent Nagano: Nein, nein. Weißwürste, das ist total positiv; man kann nichts Negatives über Weißwürste sagen ... Als zweites knapp danach kommt das Augustiner-Bier. Das ist herrlich! Ich habe den Geschmack zuvor nicht gekannt! Aber um nur ein paar Höhenpunkte zu nennen: diese tiefe Beziehung zu unserem Wolfgang Sawallisch...

Siegfried Mauser: ... eben, das wollte ich noch einmal ansprechen...

Kent Nagano: Er war für mich als Amerikaner, als amerikanischer Student in meiner Studienzeit etwas Besonderes. Wir in Amerika hatten damals einen tiefen Minderwertigkeitskomplex. Wir waren sicher, dass wir hoffnungslos provinziell waren, wir hatten keine richtige Beziehung zur Oper von heute, und wir haben mit sehnsüchtigen Augen auf Günter Rennert und Wolfgang Sawallisch in München geschaut. Das war für uns unglaublich. Wenn Rennert mit einer Staatsoperproduktion an die Oper von San Francisco gekommen ist, waren alle Studenten oben auf dem Stehplatz, einfach, um Rennert und diese Produktion zu sehen. Wir haben in unserer Studentenzeit mit Augen und Ohren Götz Friedrich in Berlin verfolgt und auch Rolf Liebermann in Hamburg. Wir haben zu Recht oder Unrecht gedacht, ach, Amerika ist hoffnungslos, wir sind zu weit weg. Es ist Deutschland, wo etwas passiert, wo Oper weiterleben wird.

Siegfried Mauser: Aber das betraf doch nicht die Orchesterkultur, denn „The Big Five“ (die fünf großen amerikanischen Orchester New York Philharmonic, Boston Symphony Orchestra, Chicago Symphony Orchestra, Philadelphia Orchestra, Cleveland Orchestra) haben ja doch vom Selbstbewusstsein

und von der Qualität her mit den europäischen Orchestern immer mithalten können. Betraf diese Einschätzung speziell den Opernbereich?

Kent Nagano: Ich spreche jetzt über Oper. Das gilt auch ein wenig für den Orchesterbereich, aber das war ein bisschen anders. Denn ich würde sagen, in der Zeit, als ich Student war, bestand ein großer Prozentsatz unserer großen symphonischen Orchester aus Europäern, die in den 1940ern aus Deutschland, Frankreich oder Italien ausgewandert und in die USA gekommen waren und dann in unseren Orchestern spielten. Alle, die ich gehört habe, jemand wie Laszlo Varga und alle meine

Professoren, kamen aus Deutschland, Frankreich oder Italien.

Siegfried Mauser: Die Zeit hier in München hat Sie ja auch auf vielfältige Weise mit dem Phänomen des Regietheaters konfrontiert. Vielleicht noch ein Wort dazu am Schluss. Es ist ja eine ambivalente und problematische Angelegenheit. Natürlich soll Regie innovativ sein, phantasievoll, aber gerade als Musiker empfindet man dann doch irgendwo vielleicht Grenzen, die das Werk vorgibt, die man eventuell nicht übersteigen oder überschreiten sollte. Wie ist generell Ihr Verhältnis zur Regie oder zum Regietheater?



Die beiden Musiker interpretierten Robert Schumann und Claude Debussy.

Kent Nagano: Ja, ich kann absolut verstehen, warum es zu dieser allgemeinen Bezeichnung „Regietheater“ gekommen ist. Es war ein Gefühl, dass es irgendwo nicht richtig ist, ein Stück einfach noch einmal zu spielen. Wir müssen die Tür offenlassen, so dass wir verstehen, dass der Inhalt in diesen großen Meisterwerken zu uns als moderne Menschen von heute spricht. Das Werk spricht nicht über etwas aus der Vergangenheit, sondern über Sujets, Material, das einen direkten Bezug zu unserem Leben hat. Wenn man „Il trovatore“ sieht, ist es unser Leben, über das wir sprechen: die Konflikte, der Rassismus, die Klassenstruktur, der Neid innerhalb der Familie. Wenn man die großen Familiendramen in den Medien von heute sieht, könnte das, was passiert, glatt „Il trovatore“ sein.

Man kann sofort verstehen, warum dieses Regietheater erfolgreich ist. Was ich ehrlich sagen muss und worin ich hier eine kritische Unterscheidung treffen muss: Es hilft dem Stück nicht, oder sagen wir, nur für einen Moment, wenn es teilweise in unserer Gegenwart spielt und uns selbst zeigt. Die Hauptsache muss sein, dass wir dem Stück dienen und fragen, was darin liegt. Das ist unsere Arbeit als Künstler. Ich würde sagen, es ist nicht so, als ob wir damit echt schöpferisch würden, also Komponisten würden, denn das ist etwas anderes.

Wir müssen mit einem weißen Papier anfangen und dann durch Inspiration etwas kreieren. Aber wenn wir als Interpret neu kreieren, müssen wir diesem Meisterwerk dienen. Und für mich ist es wirklich ein Problem, wenn man mit so starken und falschen Ambitionen etwas durchsetzen will, so dass man die inhaltliche Wichtigkeit eines Stückes verliert. Denn dann ist die Kunstform nicht mehr die Kunstform, sondern etwas anderes. Es kann unterhaltsam sein, ein Event sein, lustig sein, es kann emotional, dramatisch, schockierend sein, es kann alles sein, aber es wird nicht dem Stück dienen. Es geschieht durch dieses Stück, dieses Meisterwerk der Kreation, dass wir, das Publikum und die Künstler,



Dankten sich gegenseitig: Kent Nagano (li.) und Peter Wöpke.

inspiriert und provoziert werden, nicht über ein persönliches Ego. Wenn das passiert – und ich habe gesehen, dass es passiert – dann muss man kämpfen.

Ich werde es niemals vergessen: Als ich mit Mstislaw Rostropovich auf einer Tournee unterwegs war, haben wir unter den wirklich schlechtesten Bedingungen gespielt – fürchterliche Akustik, nicht genug Zeit zum Üben, Transport, der immer wieder nicht funktionierte. Aber Rostropovich war immer so positiv. Kurz bevor wir auf die Bühne gingen, sagte er: „Kent, wir sind Soldaten für die Musik!“ Wir müssen also kämpfen; in diesem Sinne hat er Recht. Wenn wir nicht kämpfen, oder auch, wenn wir nicht in eine Situation kommen, in der wir kämpfen müssen, um das zu verteidigen, woran wir glauben, dann wird Musik schwächer und schwächer werden.

Siegfried Mauser: Das war fast ein Schlusswort, lieber Kent: Wir sind Soldaten für die Musik. Aber eine Frage hätte ich doch noch, nämlich den Blick nach vorne zu wenden. Hamburg ist jetzt das neue Tätigkeitsfeld, auch eine Musikstadt, auch eine Kulturstadt. Ohne dass Sie jetzt aus der Schule plaudern dürfen und können, aber so ein bisschen die Perspektive für Sie in Hamburg, können wir da noch ein paar Worte dazu hören? Was Sie sich erwarten, oder was Sie schon kennengelernt haben, was Sie auch inspiriert, was Sie freuen wird, jetzt in der Erwartungshaltung?

Kent Nagano: Ja, die Hamburg-Geschichte ist interessant, weil ich ganz am Anfang meine Karriere in Deutschland in Hamburg angefangen habe. Aber das hat nichts mit der Oper zu tun. Es war deswegen, weil ich elf Jahre lang mit Günter Wand in sehr enger Verbindung zusammengearbeitet habe. Wir sind zusammen mehrfach das ganze Bruckner-Repertoire, das ganze Schubert-Repertoire durchgegangen. Ich war mit ihm immer dort, und war auch immer mit dem NDR Sinfonieorchester verbunden. Er hat mit dem NDR regelmäßig viele, viele Konzerte gegeben. Dann später war ich beim Deutschen Symphonie-Orchester Berlin (DSO) und dann jetzt hier. Also, das ist für mich kurios, zurück nach Hamburg zu gehen, aber nicht zum NDR, sondern zur Staatsoper und zum Philharmoniker-Orchester. Auch mit dieser schönen Architektur, die Elbphilharmonie heißt. Manchmal habe ich mir gedacht: Der einzige Grund, warum sie mich holen, ist, dass ich als der Dirigent bekannt bin, der die meisten neuen Konzerthallen aufgebaut hat – Montreal, Manchester, Los Angeles, Walt Disney Concert Hall, Lyon – und ...

Siegfried Mauser: Vielleicht wird die Elbphilharmonie jetzt fertiggestellt.

Kent Nagano: Die nehmen mich nur, weil ich mich für den Bau der Elbphilharmonie einsetze. Aber das war ein Teil davon, warum es sozusagen ein Zeichen ist für die Vision, die diese Stadt hat. Sie merken, es ist ein guter Moment, um dort einen starken Impuls

zu setzen. Sie sind sehr stolz auf ihre musikalische Geschichte. Was ich in Deutschland faszinierend finde, ist, dass jede Region eine sehr wichtige, prägnante und tiefe Tradition hat, die jeweils etwas anders ist. Die Berliner Tradition ist völlig anders als die Münchner Tra-



Mari Kodama, die Ehefrau von Kent Nagano (li.), war mit in die Akademie gekommen. Im Park unterhielt sie sich mit Dr. Dieter Rexroth und Naganos persönlicher Referentin Christa Pfeffer.

dition, und Hamburg ist wieder anders. Wenn sie dort mit großem Stolz sagen, wir sind die Stadt der Komponisten Telemann und Brahms, und Mahler war Ihr Vorgänger, Mendelssohn wurde hier geboren und Bach ist durch Hamburg gekommen, dann sieht man, es ist etwas Besonderes, dass diese bürgerliche Stadt, keine Residenzstadt, die erste Oper für ihre Gesellschaft gebaut hat. Dieser Esprit wird sozusagen weitergegeben. Es ist sehr, sehr interessant, gerade in dieser Zeit dort zu sein. Und ich muss auch sagen, was ich schon früher über die schönen Höhepunkte gesagt habe: Es waren verschiedene Höhepunkte in Hamburg, aber für mich war in meiner Studentenzeit besonders inspirierend, was Liebermann getan hat und wie er es getan hat. Das wird für mich immer ein wunderbares Beispiel für Möglichkeiten sein.

Siegfried Mauser: Wir wünschen Ihnen viel Glück und Erfolg, lieber Kent, für diese Zeit. Wir beglückwünschen die Hamburger und bedanken uns vor allem für diese sieben wunderbaren Jahre, die wir hier mit Ihnen verbringen konnten, und wir hoffen auch, dass Sie baldmöglichst zumindest hier und da hierher zurückkommen.

Wir hören am Schluss jetzt noch einmal Musik, französische Musik. Irgendwie kann der Bogen noch einmal zu Messiaen gespannt werden. Messiaen hat ja ein Buch geschrieben „Technik meiner musikalischen Sprache“. Im Vorwort bedankt er sich bei ganz wenigen Institutionen. Er bedankt sich bei den Vögeln, er bedankt sich beim französischen Wein, und er bedankt sich bei einem einzigen Komponisten, den er dort im Vorwort erwähnt, nämlich Claude Debussy. Mit ihm, mit seiner wunderbaren späten Cello-Sonate, wollen wir diese Veranstaltung beschließen. Vielen, vielen herzlichen Dank für das wunderbare Gespräch, lieber Kent. □

Freiheit denken

Am 27. September 2013 fand in der Katholischen Akademie Bayern unter der Überschrift „Freiheit denken“ eine Tagung zum 100. Geburtstag von Professor Hermann Krings statt. Zu Wort kamen Personen, die von ihm geprägt sind, mit ihm zusammengearbeitet und seine Gedanken weiterentwickelt haben. Der Philosoph war auch der Katholischen Akademie eng verbunden: Er half bereits bei ihrer Grün-

derung im Jahr 1957 mit und war dann weit über zwanzig Jahre lang Mitglied der Akademieleitung. Wir dokumentieren hier die Einführung zu Krings' Leben und Werk durch Wilhelm Vossenkuhl, Professor für Philosophie an der Ludwig-Maximilians-Universität München und ehemaliger Assistent von Krings. In einem zweiten Teil fasst Professor Vossenkuhl die Tagung zusammen.



Die Referenten des Symposiums (v.l.n.r.): Wilhelm Vossenkuhl, Bernhard Bueb, Annemarie Pieper, Jörg Jantzen, Christoph Wild, Wilhelm G. Jacobs und Armin Wildfeuer.

Hermann Krings zum 100. Geburtstag

Wilhelm Vossenkuhl

I.

Freiheit ist die entscheidende Voraussetzung dafür, Verantwortung zu tragen. Hermann Krings hatte diese Freiheit im Denken und im Handeln. Deswegen konnte er in einer Weise Verantwortungen übernehmen und tragen, die einzigartig ist. Wie einzigartig sie ist, zeigt zum einen die große Zahl der Ämter, die er in öffentlichen Institutionen, in Universitäten, Akademien, nicht zuletzt der Katholischen Akademie in Bayern als Mitglied der Akademieleitung, in der Görresgesellschaft, im Deutschen Bildungsrat und in vielen anderen Institutionen bekleidete.

Weit mehr als diese Ämter zeigt aber die Gestaltungskraft, mit der er seine Aufgaben in diesen Institutionen zuallererst bestimmte, wie er seine Verantwortung verstand, als umfassende, ganzheitliche Aufgabe. Er war kein Angestellter von Institutionen, sondern immer ihr Gestalter und Lenker, als Professor, als Rektor, als Mitglied und Vorsitzender der Bildungskommission des Deutschen Bildungsrates, als Generalsekretär der Görresgesellschaft, als Herausgeber der Werke Schellings. Er wusste, was zu tun war, nicht weil es ihm jemand sagte, sondern weil er sehr unabhängig darüber nachdachte und dann das tat, was er als richtig und gut erachtete. Denken aus Freiheit, selbstbestimmt, umsichtig und unabhängig und danach handeln, ohne Kompromisse, aber auch ohne Rechthaberei und immer unaufgeregt und unermüdlich und gegen Widerstände. Souveräne Freiheit, die strahlte er nicht nur aus, sondern nahm sie wahr, realisierte sie.

Der Deutsche Bildungsrat, dem er von Anfang an, also seit 1966 bis zu dessen Auflösung 1975 angehörte, hat in den Jahren seines Vorsitzes, von 1970 bis 75, die wichtigsten – nicht die spektakulärsten – Untersuchungen und Empfehlungen zur Bildungspolitik in



Prof. Dr. Wilhelm Vossenkuhl, Professor für Philosophie an der Ludwig-Maximilians-Universität München

Deutschland vorgelegt. In der letzten dieser Analysen und Empfehlungen ging es im äußerlichen Sinn um die Übergänge in den Bildungseinrichtungen vom Kindergarten über die Schulen bis zu den Hochschulen und Universitäten. Es ging aber substanzial um die Frage, wie jedem einzelnen Kind und Jugendlichen die bestmöglichen Chancen durch Bildung mit auf den Lebensweg gegeben werden können.

Was Hermann Krings in dem schmalen Band „Neues Lernen“ (1972) geschrieben hatte, ging praktisch in diese Empfehlungen ein: die Auflösung des Gegensatzes zwischen Bildung und Ausbildung, der Zusammenhang zwischen Lernen und sozialen Chancen – was heute mit „Befähigungen“ gemeint ist –,

der Zusammenhang zwischen lebenslangem Lernen und individueller und kollektiver Bewusstseinsbildung, die Verbindung von Fachkompetenzen mit humanen und kritischen Kompetenzen und die Skepsis gegenüber der genauen bürokratischen Planbarkeit von alledem.

Es ging Hermann Krings in allen Einzelaspekten immer um Bildungsgerechtigkeit für jeden einzelnen und für das soziale Ganze. Wo sind diese Zielsetzungen geblieben? Welche Institution kümmert sich heute darum, ob die Bildungsgerechtigkeit, die Hermann Krings anmahnte und in die Empfehlungen der Bildungskommission integrierte, verwirklicht wird? Die politisch motivierte Auflösung des Deutschen Bildungsrates 1975 beendete die einzige Phase der deutschen Bildungspolitik und Bildungsplanung, in der eine wissenschafts- und sozialpolitische Verantwortung für das Bildungswesen des ganzen Landes, über die Grenzen der Länder hinweg wahrgenommen wurde. Die heute noch existierenden Kommissionen des Bundes und der Länder tun dies nur in einem rudimentären, politisch motivierten, auf Schadensbegrenzung zielenden Sinn; deswegen werden sie erst tätig, wenn der Schaden schon entstanden ist.

Wir erinnern an einen Philosophen, der Freiheit nicht nur dachte, sondern lebte, der Verantwortung nicht nur als Begriff kannte, sondern auf sich nahm. Wer war Hermann Krings? Am 25. September jährte sich sein Geburtstag zum 100. Mal. In Aachen wurde er in einer wohlhabenden Familie geboren, sicherlich ein wichtiger Hintergrund seiner Souveränität und Unabhängigkeit, seiner unangepassten Eigenwilligkeit. Mit 21 Jahren begann er in Bonn sein Studium der Philosophie, Geschichte und Theologie, ging 1936 mit seinem Lehrer Fritz-Joachim von Rintelen nach München, wurde hier 1938 mit der Dissertation „Ordo. Philosophisch-historische

Grundlegung einer abendländischen Idee“ promoviert, war zehn Jahre in politisch schweren Zeiten Assistent, eine Erkrankung der Lunge bewahrte ihn vor dem Militärdienst. Schließlich habilitiert er sich 1951 mit der Arbeit „Fragen und Aufgaben der Ontologie“. 1960 wurde er nach Saarbrücken auf seinen ersten Lehrstuhl berufen.

In München gehörte er zum Freundeskreis der Geschwister Scholl, ohne Mitglied dieses studentischen Widerstands zu sein. Er erzählte einmal, dass er am Tag der Verhaftung von Sophie Scholl mit ihr verabredet war und ihre Wohnung in der Seestraße aufsuchte. Dort teilte ihm die Zimmerwirtin mit, dass die Gestapo bereits zwei Mal das Zimmer von Sophie durchsucht habe, dass sie offenbar verhaftet worden sei. Hermann Krings ging in das Zimmer und fand unter dem Bett die Vervielfältigungsmaschine, auf der die Flugblätter gedruckt worden waren. Die Matrize für das letzte Blatt war noch eingespannt in der Maschine. Er wartete bis zur Dunkelheit und versenkte die Maschine dann im nahen Eisbach. Man benötigt nicht viel Phantasie, um sich im Fall einer Entdeckung dieser „Unterschlagung eines Beweismittels“ die Folgen seiner mutigen Tat vorzustellen.

In Saarbrücken sammelte er bereits eine Schülerschaft um sich, die auf dieser Tagung mit Annemarie Pieper, Bernhard Bueb, Willi Jacobs und Christoph Wild gut vertreten ist. Das Rektorat in Saarbrücken führte Hermann Krings in die Westdeutsche Rektorenkonferenz und in den Deutschen Bildungsrat. 1968, dem Jahr, in dem die sogenannte Studentenrevolte auch in München angekommen war, trat Hermann Krings seinen Münchner Lehrstuhl an, zur Schonung seiner Garderobe trug er in Vorlesungen eine Zeit lang einen „blauen Anton“, die Arbeitskleidung eines Anstreichers.

Seit 1970 war er Herausgeber des Philosophischen Jahrbuchs der Görresgesellschaft, ab 1978 Generalsekretär dieser Gesellschaft, die unter seiner Leitung die bis heute gültige 7. Auflage des Staatslexikons herausbrachte. Hermann Krings wurde mit dem Großen Verdienstkreuz des Bundesverdienstordens ausgezeichnet und erhielt viele andere Ehrungen. Seit 1973 war er als Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften für die Herausgabe der Werke Schellings verantwortlich. 1980 wurde er emeritiert. Hermann Krings starb am 4. Februar 2004 in München.

Zu dem vielen Erstaunlichen im Leben von Hermann Krings gehört sein künstlerischer Sinn für das Theater. Er war 1959/60 dramaturgischer Berater am Residenztheater in München. 1949 hatte Hermann Krings die Schauspielerin Inge Birkmann geheiratet, berühmt durch viele Rollen, nicht zuletzt durch diejenige der Dona Proeza in Claudels „Seidenem Schuh“. Sie war nach ihrer aktiven Zeit als Schauspielerin Lehrerin an der Otto Falckenberg Schule der Münchner Kammerspiele. Hermann Krings trat mit ihr gemeinsam in Lesungen auf und hielt Vorträge, die zeigen, wie eng er den Zusammenhang zwischen Philosophie und Theater verstand. Einer dieser Vortragstitel lautete: „Erfährt man im Theater die Wahrheit?“ Hermann Krings schrieb Aufsätze über das Thema „Erlösung“ in Goethes Faust, über die Frage, was christliches Theater ist und welche Rolle der Atheismus im Theater hat. Dass er eine Einführung in Claudels „Der seidene Schuh“ schrieb, überrascht nicht.

II.

Die Tagung „Freiheit denken – Hermann Krings zum 100. Geburtstag“ am 27. September 2013 beleuchtete einige Charakteristika der Person und zentrale Aspekte des Denkens von Hermann Krings. Christoph Wild, der bei Krings in Saarbrücken studierte und danach in München einer seiner Assistenten war, sprach über „Philosophieren lernen bei Hermann Krings“. Wie beim Skifahren sei das gewesen, wo der Lehrer vorausfährt und die Schüler versuchen, hinter ihm her zu fahren. Anhand der großen Autoren von Platon bis Heidegger habe Krings exemplarisch Denkbewegungen vorgeführt, die im Nachvollzug zu philosophischer Bildung verbunden mit eigenem Denkvermögen befähigen sollten.

Wild, der später den Kösel-Verlag in München leitete, machte diese Denkbewegungen am Beispiel einer kleinen

Schrift von Krings („Meditation des Denkens“, 1956) deutlich, in der dieser den Unterschied zwischen natürlichem und philosophischem Denken erläutert. Krings habe den Kern seines philosophischen Ansatzes in dieser Schrift beschrieben. Der Grundzug des natürlichen Denkens sei ein „Hinausgreifen“, in dem das, was ergriffen werden soll, überhaupt greifbar werde. „Das Charakteristische und in gewisser Weise Paradoxe dieses Aktes liegt gerade darin, dass der Mensch an etwas hinreicht, was noch nicht in seiner Reichweite liegt“, habe Krings geschrieben. Im Denken vermöge der Mensch, so Krings weiter, „einen Gegenstand so im Bewusstsein zu haben, dass er zugleich über ihn hinaus ist“. Krings habe diese Besonderheit des Denkens „Transzendenz“ genannt. Diese Transzendenz mache das Wesen des Denkens aus, das auch im alltäglichen Denken nachgewiesen werden könne.

Bernhard Bueb, ebenfalls von Krings beim Promovieren betreut, sprach über „Wer ist ein gebildeter Mensch?“. Er verband persönliche Erinnerungen an die Betreuung, die er bei Krings genoss, mit seinen Erfahrungen als Pädagoge, insbesondere als Leiter der Schlossschule Salem. Bueb kritisierte – ähnlich wie Krings in seinem Buch „Neues Lernen“ – die einseitige kognitive, akademische Ausrichtung der schulischen Bildung und die diesem Konzept entsprechende, ebenfalls einseitige Auffassung von Begabung.

Der gebildete Mensch besitze, so Bueb, ein starkes Selbstwertgefühl und beziehe dies nicht aus dem Vergleich mit anderen, weil er in sich ruhe; er nehme sich nicht so wichtig, habe Distanz zu sich, könne sich frei anderen Menschen zuwenden und akzeptiere sie, weil er sich selbst akzeptiere. Der gebildete Mensch spreche eine klare Sprache, richte sich in seinem Leben nach Werten, die er begründen könne und stehe für sie ein. Er richte nicht über andere, weil er sich nicht über andere erheben wolle, er könne genießen, weil er ein Freund der Sinne und des Maßes sei. Bueb stellt sich so einen glücklichen Menschen vor. Krings habe ihm die wesentlichen Aspekte dieser Auffassung von Bildung vermittelt, als er ihn als Student und Doktorand betreute und dazu erzog, sich selbst zu vertrauen, sich zu akzeptieren und zu schätzen, obwohl er sich für die Philosophie nicht hinreichend begabt gefühlt habe.

Annemarie Pieper, deren Promotion und Habilitation Krings betreute, war dessen Assistentin, bevor sie auf einen



Hermann Krings (1913 bis 2004)

Lehrstuhl für Philosophie in Basel berufen wurde. Sie schilderte wiederum in einer Mischung aus eigener Erfahrung und philosophischer Entwicklung des „Sinnbegriffs in Krings' frühen Schriften zur Ontologie“, so der Titel ihres Vortrags, die wichtigsten Aspekte seines frühen Denkens. Krings Interesse an existenzphilosophischen Themen wurde deutlich. Existenz sei, so seine These in einem Aufsatz, ein „Durchgang von einem noch nicht genügend geklärten Ursprung zu einem noch nicht erreichten Ziel“. Wichtig war Krings' Interesse am Thema „Existenz“, weil es sich gegen die neuzeitliche Metaphysik richtete und damit einem ähnlichen Impuls folgte wie Kierkegaard.

Krings habe allerdings gemeint, dass es weder Kierkegaard noch seinen Nachfolgern (Jaspers, Heidegger, Sartre) gelungen sei zu sagen, was das Sein sei. Sein werde nur als unverzichtbarer Bezugspunkt des Seienden benannt, bleibe aber im Verborgenen. Ausführlich ging Annemarie Pieper auf Krings Buch „Fragen und Aufgaben der Ontologie“ (1954) ein und hier vor allem auf den Exkurs über das Phänomen des Dämonischen als „radikalste Form des Verlustes der Lauterkeit“. Diesen Begriff erwartete man in einer Ontologie nicht. In dem Exkurs gebe es einen längeren Abschnitt über Kierkegaard, in dem Krings das Christlich-dämonische herausgearbeitet habe. Den Hintergrund dafür finde man bei Kierkegaard, in dessen Kritik am Autonomie-Anspruch des Einzelnen. Dessen Selbstverabsolutierung sei das Dämonische, das Krings interessiert

habe, weil es einen Seins- und Sinnverlust nach sich ziehe.

Jörg Jantzen, der nach seiner Promotion bei Helmut Kuhn Assistent von Krings und später sein Mitarbeiter bei der Edition der Werke Schellings in der Bayerischen Akademie der Wissenschaften war, nahm das eben skizzierte Thema in seinem Beitrag „Die Lauterkeit des Daseins“ wieder auf und rekonstruierte dessen ontologische Grundlagen in Krings' Schriften bis zu dessen „Transzendentaler Logik“ (1964).

Armin Wildfeuer aus Köln, der an einer Gesamtausgabe der Krings-Werke arbeitet, beleuchtete den Denkweg von

Zu dem vielen Erstaunlichen im Leben von Hermann Krings gehört sein künstlerischer Sinn für das Theater. Er war 1959/60 dramaturgischer Berater am Residenztheater in München.

Hermann Krings von dessen Beschäftigung mit dem mittelalterlichen Ordo-Denken in der Dissertation bis zum späten Freiheitsdenken. Letzteres sei nicht ohne weiteres mit dem Ordo-Denken vereinbar. Es werden, so Wildfeuer, Fallstricke auf diesem Weg erkennbar, wenn etwa Freiheit auf Kosten der Ordnung oder umgekehrt das System auf Kosten der Freiheit absolut gesetzt werde.



Auf dem Podium diskutierten Bernhard Bueb, Annemarie Pieper, Wilhelm Voskuhl und Christoph Wild (v.l.n.r.).

Dürfen Ordensschwwestern abends ausgehen?

Ein Bericht aus der Jungen Akademie

In der Reihe „WortReich – Das monatliche interaktive Gespräch“ waren am Dienstag, 29. Oktober 2013, drei junge Schwestern der jüngst zur Abtei erhobenen Münchner Kommunität VENIO (Benediktinerinnenabtei VENIO von der Verklärung des Herrn) zu Gast: Sr. Monika Amlinger OSB, Sr. Edith Lhotová OSB und Sr. Teresa Spika OSB. Im Rondell von Schloss Suresnes konnte das Publikum im direkten Austausch Fragen an die drei Schwestern stellen, die diese bereitwillig und ausführlich beantworteten. Neben einigen Einstiegsfragen zur jeweils eigenen Biographie, zur Erfahrung der Berufung zum Ordensleben und zu Reaktionen auf den Ordenseintritt aus dem persönlichen Umfeld, war das Publikum an vielen verschiedenen Aspekten des Ordenslebens interessiert, u.a. auch an einigen zum praktischen Alltag: Tragen die Schwestern Habit? Gibt es eine Gemeinschaftskasse? Wie lebt man konkret mit den Ordensgelübden? Wie gestaltet sich ein normaler Tag im Gemeinschaftsleben? Gerade letztere Frage war deshalb interessant, weil die Benediktinerinnen der Abtei VENIO kein „normales“ Klosterleben hinter Mauern in Klausur verbringen, sondern alle Schwestern einem bürgerlichen Beruf nachgehen (z.B. Lehrerin, Krankenschwester, Wiss. Referentin) und sich nur zu Gebets- und Gottesdiensten

zeiten im gemeinsamen Haus in der Döllingerstraße im Münchner Stadtteil Nymphenburg treffen.

Für besondere Heiterkeit sorgte außerdem die Frage, ob die Schwestern abends auch mal „ausgehen“ dürfen, vielleicht sogar in die Disco? Die einhellige Antwort der drei Benediktinerinnen war, dass sie zum einen nicht einmal besonderen Wert darauf legten, in eine Disco zu gehen, und zum anderen ihr Abendpensum unter der Woche bereits derart ausgefüllt sei, dass sie zeitweise ganz froh seien, mal einen freien Abend ohne Programm zu haben. Außerdem müssten sie sich bei abendlichem Ausgang abmelden, so Sr. Teresa, was aber überhaupt nichts mit Kontrolle zu tun habe, sondern man solle sich in der Gemeinschaft umeinander und wolle informieren, wo man sich aufhalte, damit im Notfall auch jemand zu Hilfe kommen könne.

Der Abend wurde auch von einem Fernseherteam begleitet. Die Journalisten waren im Haus, weil sie für ein filmisches Portrait der Katholischen Akademie Bayern Aufnahmen machten, das in Kürze auf BR alpha gezeigt werden wird. Und auch die Fernsehleute zeigten sich von den drei quirligen und unkomplizierten Schwestern so angetan, dass sie sich nicht nur selbst eifrig mit Fragen am Gespräch beteiligten, sondern auch nach der Veranstaltung weitere Interviews mit ihnen führten.



Die jungen Ordensfrauen Sr. Monika Amlinger OSB, Sr. Edith Lhotová OSB und Sr. Teresa Spika OSB (v.l.n.r.) sowie stehend die Gastgeberin Astrid Schilling, zuständig für die Junge Akademie.

Insgesamt, so die Schwestern resümierend, sei der Abend eine schöne Erfahrung gewesen, in dieser Weise etwas zusammen zu machen. Denn im Alltag bleibe oft wenig Zeit für einen tieferen Austausch.

Astrid Schilling

Diesen Fallstricken entgehe Krings mit seiner eigenen Philosophie der Freiheit. Er bestimme in diesem Denken das Verhältnis zwischen Ordnung und Freiheit bzw. System und Freiheit dialektisch. Freiheit könne sich als unbedingte, aber immer endliche Freiheit nur erhalten, wenn sie sich ordne. Und Ordnung schlage nur dann nicht in ein Zwangssystem um, wenn sie eine Ordnung aus Freiheit sei. Die Reflexion dieser Dialektik von Ordnung und Freiheit bzw. von System und Freiheit sei das durchgängige Thema im Denken von Hermann Krings.

Wilhelm G. Jacobs, wie Jantzen Mitarbeiter von Krings in der Schelling-Edition der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, griff am Ende der Tagung ein Thema auf, das Krings intensiv bearbeitet hatte: die „Freiheit Gottes“. Auf dieses Thema ist das eigene Freiheitsdenken von Krings brennpunktartig ausgerichtet. Krings sieht, wie Jacobs darlegte, zwei Möglichkeiten, Gott zu denken, entweder als Willkürgott oder als Gott, der in seiner Freiheit Ordnungen setzt. Ein Willkürgott mache jegliche Wahrheitssuche sinnlos und sei für das sittliche Bewusstsein des Menschen ein Grund zur Empörung.

Krings sei hinreichend skeptisch an die Frage, wie Gott gedacht werden könne, herangegangen. Kants Gedanke, dass Gott die Totalität aller Sachgehalte

sei, die „omnitude realitatis“, führe zwar zu der Einsicht, dass wir alle uns „in Gott“ denken müssten. Dieser Gedanke sei aber erst dann überzeugend, wenn geklärt werde, wie wir uns selbst in Gott denken könnten. Diese Frage habe, so Krings, Schelling in seiner Freiheitsschrift aufgegriffen. Schelling habe Spinozas Alternative zwischen Pantheismus und Fatalismus mit dem Argument verworfen, dass er in seinem System Dinge in Gott gesetzt und damit Gott selbst zu einem Ding gemacht habe. So sei die Freiheit Gottes nicht denkbar. Krings habe mit und über Schelling erkannt, dass Gott als Freiheit gedacht werden müsse, als Freiheit, die Freiheit setze und ermögliche. Dies sei die These, an der sich Hermann Krings in seinem Freiheitsdenken orientiert habe.

Die nicht eben leichte Kost der zuletzt erwähnten Beiträge gab Anlass zu vielen Rückfragen aus dem Publikum. Ohne Zweifel präsentierten die Referenten einen tiefen, sprachlich sehr dichten Einblick in das Denken und Wirken von Hermann Krings, in ein Denken, das denkwürdig geblieben ist. Eine Auseinandersetzung mit seinem Denken aus dem Blickwinkel heutiger Fragen lohnt sich und zeigt dessen Kraft und Aktualität. □



Vor dem Porträt des Philosophen: seine Tochter Susanne Meyerhoff und sein Enkel Hermann Meyerhoff.

Originalität von Wissenschaft und Kirchenbauten

Bericht zum Symposium der Hochschulkreise der Katholischen Akademie Bayern in Augsburg

Zu ihrem ersten gemeinsamen Symposium trafen sich die Mitglieder aller acht Hochschulkreise der Katholischen Akademie in Bayern am 14. Juni 2013 in Augsburg. Thema der Zusammenkunft war „Werkoriginalität in der Wissenschaft. Zur unterschiedlichen Bewertung von Erkenntnissen in den Natur- und Geisteswissenschaften“. Als Referenten für eine je geistes- und naturwissenschaftliche Sichtweise konnten Prof. Dr. Armin Nassehi, Professor für Soziologie an der LMU München, und Prof. Dr. Achim Wixforth, Professor für Experimentalphysik und Geschäftsführender Direktor des Instituts für Physik an der Universität Augsburg, gewonnen werden.

Beide legten in fundierten und kurzweiligen Vorträgen ihre jeweilige Sichtweise dar. Dabei ging es vor allem um den Begriff der „Originalität“ (Ist ein Werk original oder originell?), um globale Vernetztheit und Wissen um Forschungsprojekte (Kann ich heutzutage in Deutschland behaupten, nichts von einem ähnlichen Forschungsprojekt in Australien gewusst zu haben?), sowie um Einzelforscher und Teams. Zum letztgenannten Punkt äußerte sich Professor Wixforth folgendermaßen: „Alle mir bekannten Veröffentlichungen in den Naturwissenschaften – hier speziell der Physik – sind das Resultat langer Forschungsarbeiten, einer Vielzahl von Experimenten und Berechnungen, die im Allgemeinen im Team einer Forschungsgruppe entstanden sind. Es geht hier nicht um Fiktion, es geht nicht um die Interpretation von Sachverhalten oder gar um Auslegungsfragen. Experimentelle Physiker sind gehalten, ein Experiment so durchzuführen, dass es an beliebiger Stelle (die notwendige, zum Teil sehr komplexe Ausrüstung vorausgesetzt) wiederholt werden kann und zu denselben Resultaten führt. Wer so etwas als Erster macht, der kann es dann als (ggf. auch originelle) Originalarbeit veröffentlichen. Dabei stellt sich nun höchstens noch die Frage nach der

Urheberschaft, wenn die Ergebnisse im Team erarbeitet worden sind. Wissenschaftliche Artikel zu Themen der Physik werden heutzutage in den seltensten Fällen von nur einer Person veröffentlicht. Autorenlisten mit bis zu 35 Namen sind gerade in der Hochenergiephysik keine Seltenheit.“ Im Anschluss an die beiden Referate wurde das Tagungsthema unter den ca. 40 Teilnehmerinnen und Teilnehmern intensiv diskutiert. Dabei wurden teilweise gravierende Unterschiede im Umgang mit Werkoriginalität in unterschiedlichsten Fachdisziplinen deutlich.

Zusätzlich zum wissenschaftlichen Symposium im Zeughaus Augsburg – zu Beginn des 17. Jahrhunderts von Stadtbaumeister Elias Holl errichtet und ein architektonisches Kleinod – stand noch vor dem Symposium die Besichtigung eines weiteren kulturellen Highlights Augsburgs auf dem Programm: die vom britischen Stararchitekten John Pawson neu gestaltete und jüngst wieder eröffnete barocke Moritzkirche im Stadtzentrum. Inspiriert von der neuen Innenarchitektur begeisterte der Hausherr der Moritzkirche, Stadtdekan Helmut Haug, mit seinen theologisch fundierten und mitreißenden Ausführungen die Mitglieder der Hochschulkreise. Er legte z.B. dar, wie die Reduktion auf nur drei verwendete Materialien (Stein, Holz, Glas) einen Raum als geschlossene Einheit erkennen lässt.

Auf diese Weise auf den neuesten Stand von Kirchen- und Dissertationsarchitektur gebracht, ließen die Teilnehmerinnen und Teilnehmer den Tag bei einem festlichen Abendessen in den Zeughausstuben ausklingen.

Astrid Schilling

Das nächste gemeinsame Symposium der Hochschulkreise findet am Freitag, 16. Mai 2014, statt. Das Thema, zu dem man sich in Bamberg treffen wird, heißt „Promotionen – Wert, Durchführung, Qualitätssicherung.“ □



Auf dem Podium tauschten der Soziologe Professor Armin Nassehi (li.) und der Experimentalphysiker Professor

Achim Wixforth (r.) ihre Ansichten aus. Akademiedirektor Dr. Florian Schuller moderierte.



Copyright: Moritzkirche
Das Innere der neu gestalteten Moritzkirche.

Das Problem der Hierarchie

Prof. Dr. Achim Wixforth listete in seinem Referat eine Reihe von immer wieder auftauchenden Problemen mit der Originalität wissenschaftlicher Arbeiten in den Naturwissenschaften auf. Herausgegriffen haben wir seine Ausführungen zum „Problem der Hierarchie.“

„Wir stoßen in den Naturwissenschaften manchmal auf das Problem der Hierarchie: Ein großes deutsches Nachrichtenmagazin titelte hier einmal: „Schummelnde Professoren: Die hohe Kunst des Abschreibens“. Es wird Bezug genommen auf die wohl an mancher Stelle praktizierte Unart, dass der „Chef“ einer Arbeitsgruppe Anspruch auf Autorenschaft erhebt, ohne wirklich direkt an den Forschungsarbeiten seines Mitarbeiters oder seiner Mit-

arbeiterin beteiligt gewesen zu sein. Schlimmer noch: Es soll auch vorgekommen sein, dass besonders ‚originelle‘ Arbeiten gleich ganz vom Chef vereinnahmt worden sind – ohne Nennung der eigentlichen Urheberin oder des Urhebers. Manchmal (und auch hierfür gibt es ein historisches Beispiel), ist das hierarchische Prinzip so stark ausgeprägt, dass der Vorgesetzte oder der ‚berühmtere‘ Kollege den ‚Untergebenen‘ oder einfach nicht so Durchsetzungsstarken schlichtweg ignoriert. Man erzählt sich, dass der (davon abgesehen zu Recht) berühmte Physiker Sir Isaac Newton und dem Kurator für Experimente an der Royal Society, Robert Hooke, ein solches zweifelhaftes Verhältnis pflegten.“

Kardinal Wetter Preis 2013

Die Katholische Akademie Bayern hat im Einvernehmen mit der Katholisch Theologischen Fakultät der Universität Regensburg den Kardinal Wetter Preis 2013 an den Regensburger Theologen Dr. Matthias Ederer verliehen. Der mit 1500 Euro dotierte Preis wurde im Rahmen einer öffentlichen akademischen Feier am Mittwoch, 20. November 2013, an der Universität Regensburg überreicht. Der 36-jährige

Theologe, der in Regensburg sowie Freiburg Katholische Theologie und Judaistik studierte und seit April 2011 als Akademischer Rat am Lehrstuhl für Exegese und Hermeneutik des Alten Testaments an der Universität Regensburg tätig ist, wurde 2010 mit der Arbeit „Ende und Anfang. Der Prolog des Richterbuchs (Ri 1, 1-3,6) in ‚Biblischer Auslegung‘“ promoviert.

Die Landvergabetexte des Josuabuchs als Landkarte israelitischer Identität

Matthias Ederer

Der fruchtbare Halbmond, Davids Königreich, Jerusalem zur Zeit Jesu oder die Reisen des Apostels Paulus – Landkarten sind aus dem Anhang neuerer Bibelausgaben kaum wegzudenken. Sie sollen modernen Rezipienten und Rezipienten, für die das „Kartenlesen“ eine recht selbstverständliche Kulturtechnik ist, „auf einen Blick“ den großen Rahmen biblischer Geschichte veranschaulichen und so den Zugang zu biblischen Texten erleichtern. Zum klassischen Repertoire dieser „Kartensätze“ gehören auch Karten des vorstaatlichen Israel, in die die Gebiete der zwölf Stämme – oft mit exakt verzeichneten Grenzlinien – eingetragen sind. Der Basistext für diese Karten ist der zweite Hauptteil des Josuabuchs, Jos 13-21, der die Verteilung des Landes Kanaan an die Stämme Israels thematisiert. Jos 13-21 enthält dabei kaum narrative Elemente, bietet dafür aber für jeden einzelnen Stamm teilweise sehr umfangreiche Städtelisten und Grenzbeschreibungen – eine Fülle von geographischen, topographischen und auch ethnographischen Informationen.

Genug Stoff also für eine präzise Karte? Ein praktischer Versuch mit der Aufgabenstellung „Lesen Sie Jos 13-21 und tragen Sie die Stammesgebiete in eine topographische Karte ein.“ würde genau das Gegenteil erkennen lassen. Bei *keinem* der in Jos 13-21 beschriebenen Stammesgebiete mag dieses Vorhaben gelingen, ohne dass nicht weitreichende Zusatzannahmen und „Rekonstruktionen“ nötig sind, die vom biblischen Text nicht mehr gedeckt sind. Hat der biblische Erzähler demnach versagt? Oder ist der skizzierte Befund ein Hinweis darauf, dass das unterstellte Anliegen der Landvergabetexte falsch ist? Liegt deren eigentliche Intention möglicherweise gar nicht darin, politische Territorien mit



Dr. Matthias Ederer, Akademischer Rat am Lehrstuhl für Exegese und Hermeneutik des Alten Testaments an der Universität Regensburg

klar definierten Grenzen und homogenem „Staatsgebiet“ zu umschreiben – also das abzubilden, was wir in unsere Karten de facto eintragen? Und wenn nicht – was ist dann ihre eigentliche Pragmatik?

Ein Versuch einer Antwort auf diese Frage soll im Folgenden anhand von Jos 17,1-6, einer kurzen Perikope aus dem großen Textkorpus Jos 13-21, unternommen werden. Jos 17,1-6 nimmt den Stamm Manasse in den Blick und bildet das Zentrum des Abschnitts Jos 16,1-17,18, der die Landvergabe an die beiden Josefstämme, Efraim und

Jos 17,1-6

1a Es fiel das Los für den Stamm Manasse
1b – er war ja der Erstgeborene Josefs –
1c an Machir, den Erstgeborenen Manasses, den Vater Gileads,
1d – denn er war ein Mann des Krieges –
1e und so wurde ihm zuteil [das Land] Gilead und der Baschan.
2a Und auch den übrigen Söhnen Manasses nach ihren Sippen wurde (Land) zuteil; den Söhnen Abiäfers und den Söhnen Heleks und den Söhnen Asriëls und den Söhnen Schechems und den Söhnen Hefers und den Söhnen Schemidas
2b – dies sind die Söhne Manasses, des Sohnes Josefs, die männlichen, nach ihren Sippen.
3a Zelofhad aber, der Sohn Hefers, der Sohn Gileads, der Sohn Machirs, der Sohn Manasses, der hatte keine Söhne, sondern („nur“) Töchter.
3b Und dies sind die Namen seiner Töchter: Machla und No'a, Hogla, Milka und Tirza.
4a Diese kamen vor den Priester Eleazar und vor Josua, den Sohn des Nun und vor die Fürsten
4b und sprachen:
4c „JHWH hat dem Mose befohlen,
4d uns Erbesitz zu geben inmitten unserer Brüder.“
4e Und so gab er ihnen gemäß dem Befehl JHWHs Erbesitz inmitten der Brüder ihres Vaters.
5a Und so wurden zehn Landanteile für Manasse zugelos
5b – zusätzlich zum Land Gilead und dem Baschan, die jenseits des Jordan sind.
6a Denn die Töchter Manasses erbten Erbesitz inmitten seiner Söhne,
6b das Land Gilead aber wurde den übrigen Söhnen Manasses zuteil.

Manasse, behandelt. Jos 17,1-6 sticht dabei aus seinem engeren Kontext von Jos 16-17 – aber auch aus dem weiteren Kontext von Jos 13-21 – insofern heraus, als hier offensichtlich nicht die *Geographie*, sondern die *Genealogie* im Mittelpunkt steht. Ein genauerer Blick wird zeigen: Die „*Geographie*“ als das bestimmende Thema von Jos 13-21 wird hier mit der *Genealogie* Manasses auf eine spannende Weise verschränkt, wobei – so die im Folgenden zu entfaltende These – aus dieser Verschränkung auch die eigentlichen Anliegen der „geographischen“ Texte in Jos 13-21 deutlich werden können.

Im **obenstehenden Kasten** finden Sie den Text von Jos 17,1-6, auf den ich immer wieder Bezug nehme.

Zentrale Bedeutung kommt zunächst dem Vers Jos 17,5 zu, an dem erkennbar wird, dass auch in Jos 17,1-6 ein Fokus auf der *Geographie* liegt. Er zeichnet die Binnenstruktur des „Manasse-Landes“ nach, für das zunächst *zehn* Anteile – alle im Westen – konstitutiv sind, wie aus V.5a zu entnehmen ist. Diese aber werden komplettiert durch zwei weitere Regionen, die ausdrücklich *östlich* des Jordan verortet sind, durch das Land Gilead und den Baschan – siehe V.5b. Die syntaktische Gestaltung von Jos 17,5 legt nahe, einen konsekutiven Nebensinn anzunehmen. Der Vers ist also als eine Art Resümee der vorangehenden Verse Jos 17,1-4 angelegt. Dies bedeutet, dass die relativ komplexe Binnenstruktur des manassitischen Stammesgebietes – insgesamt zwölf Teile zu beiden Seiten des Jordan, die aber eine Einheit bilden – mit dem in Jos 17,1-4 Entfalteten in Zusammenhang steht bzw. daraus abzuleiten sein soll.

Innerhalb dieser Verse spielt die Abstammungsfolge „Manasse – Machir – Gilead“, die in der kurzen Passage immerhin zwei Mal nachgezeichnet wird (vgl. V.1.3a), eine besondere Rolle. Sie legt in doppelter Weise ein „Fundament“. Zunächst benennt sie die drei ersten Generationen des Stammes und bildet so den Ursprung – das „Fundament“ – Manasses ab, mit dem sich alle Angehörigen des Stammes verbunden wissen. Sie entscheidet somit über Zugehörigkeit und generiert zugleich Einheit. Mit all diesen Funktionen aber erweist sie sich als ein „Eckpfeiler“ einer spezifisch manassitischen Identität.

Im Gefüge des Textes aber fungieren die beiden Belege der „Basisgenealogie“ Manasses in V.1.3a als Ausgangspunkt – „Fundament“ – für zwei Argumentationsgänge in V.1.2-4, die darauf hin angelegt sind, je eines der beiden in V.5 benannten Charakteristika des manassitischen Stammesgebietes – die grundlegende Zweiteilung in eine ost- und eine westjordanische Hälfte sowie die Aufteilung des westjordanischen Territoriums in zehn Anteile – zu begründen. Letztlich leitet der Text also die Konturen und Charakteristika des „Manasse-Landes“ aus der speziellen manassitischen Ausprägung israelitischer Identität ab, wie sie zunächst im „Basis-Stammbaum“ Manasses ausgedrückt wird.

Jos 17,1 dient dazu, das *erste* Charakteristikum des „Manasse-Landes“, die Zweiteilung in eine ost- und eine westjordanische Hälfte herzuleiten. Dazu wird die grundlegende Generationenfolge „Manasse – Machir – Gilead“ auf Machir hin fokussiert (vgl. V.1c), der u.a. als Erstgeborener Manasses (V.1c) und als „Mann des Krieges“ (V.1d) eingeführt wird. Der letzte Teilsatz aber, Jos 17,1e, konstatiert schließlich den Erwerb der beiden ostjordanischen Gebiete durch Machir, wobei die Syntax es nahelegt, auch V.1e konsekutiv, also *schlussfolgernd* zu interpretieren: Der Erwerb der ostjordanischen Gebiete folgt aus dem zuvor Gesagten. Absichtsvoll offen bleibt nur, woraus genau:

Aus dem Umstand, dass Machir ein Mann des Krieges war, wie es in V.1d heißt? In diesem Fall wäre V.1e wohl als Rekurs auf den kurzen Textabschnitt in Num 32,39-42 zu verstehen, der in Num 32,39 von der Eroberung Gileads durch die „Söhne Machirs“ und darauf aufbauend in Num 32,40 von der formellen Übergabe des Landes an „Machir, den Sohn Manasses“ durch Mose berichtet und auf diese Weise die geschichtlichen und rechtlichen Grundlagen des manassitischen Erbesitzes im Osten skizziert.

Oder hängt der Besitz der Gebiete mit dem Status Machirs als Erstgeborener Manasses (des Erstgeborenen Josefs; vgl. V.1b) zusammen, auf den V.1c verweist? In diesem Fall wären Gilead und Baschan gleichsam der besondere doppelte Erbteil, der dem in Dtn 21,15-17 grundgelegten Erbrecht der

Tora gemäß dem erstgeborenen Sohn zufällt. Die „Exzentrizität“ der Gebiete im Osten – jenseits des Jordan, *außerhalb* der Grenzen des Verheißenen Landes, doch *innerhalb* der Grenzen Manasses – aber wäre damit eine Widerspiegelung der herausgehobenen Position Machirs im genealogischen Gefüge des Stammes.

Beide Interpretationsmöglichkeiten sind dabei wohl kaum als Gegensatz, sondern komplementär zu lesen. Sie verbinden spannungsvoll die Strukturen und Konturen des Manasse-Landes mit Stammesgeschichte und Genealogie, also mit Grundlagen manassitischer Identität.

Ähnliche Überlegungen finden sich auch bei der „Be-Gründung“ der Zehn- teilung „Westmanasses“ in Jos 17,2-4. In diesem Abschnitt wird der „Basis-Genealogie“, wie sie V.3a beschreibt, zunächst eine weitere, segmentär angelegte Genealogie in V.2 vorangestellt. Sie benennt die „traditionellen“ sechs Sippen des Stammes, die dem Leser bereits aus der Tora, beschrieben in Num 26, 29-32, bekannt sind. In Jos 17,2a werden diese als „die übrigen Söhne Manasses“ eingeführt und damit Machir, dem Erstgeborenen Manasses, gegenübergestellt. Klärend sei dazu festgehalten, dass Machir auf der einen und die „übrigen Söhne“, d.h. die Ahnherren der sechs Sippen auf der anderen Seite genealogisch nicht auf derselben Ebene liegen. So leiten sich die sechs Sippen von den Söhnen des Manasse-Enkels Gilead ab, die die *dritte* Generation nach dem Stammvater repräsentieren – Machir hingegen gehört zur *ersten* Generation. Die segmentäre Genealogie in V.2 ist also eine Fortführung der linearen „Basis-genealogie“ „Manasse – Machir – Gilead“ und dokumentiert als solche die Entfaltung des Stammes. Zudem zeigt sie – im Kontrast zur Bevorzugung Machirs in V.1 – v.a. das „gleichberechtigte“ Nebeneinander der sechs Sippen an.

Die interessante Frage aber ist nun, wie die in V.2 konstatierte *genealogische* Gliederung des Stammes in sechs Sippen zu einer *geographischen* Zehn- teilung Manasses führen kann.



Dekan Prof. Dr. Harald Buchinger hielt die Laudatio.

Bei der Feier im Hauptgebäude der Universität sprach Vizepräsident Prof. Dr. Nikolaus Korber das Grußwort und der Dekan der Fakultät für Katholische Theologie an der Universität Regensburg, Prof. Dr. Harald Buchinger, hielt die Laudatio auf den Preisträger.

Neben Kardinal Friedrich Wetter waren auch Dompropst Dr. Wilhelm Gegenfurtner in Vertretung von



Charlotte Knobloch, die Präsidentin der Israelitischen Kultusgemeinde München, unterhielt sich eingehend mit Professor Harald Buchinger.

Dafür erweist sich eine „Verschiebung“ innerhalb der Stammesgenealogie als entscheidend, die mit Zelfohad und seinen Töchtern verbunden ist. Letztere werden in V.3 durch ihre Anbindung an die „Basisgenealogie“ des Stammes besonders hervorgehoben. Gleichzeitig aber erweist sich V.3 als weitgehend wörtliche Bezugnahme auf Num 26,33; 27,1 und damit in einem weiteren Sinne als Bezugnahme auf Texte in der Tora, in denen Zelfohad – und v.a. seine Töchter – eine zentrale Rolle spielen. Hier sind zu nennen Num 26,33; 27,1-11; 36,1-12. So dient V.3 ausdrücklich nicht der (erstmaligen) Vorstellung Zelfohads und seiner Töchter. Er ist vielmehr ein Hinweis an den Leser, bereits aus der Tora bekannte Texte einzuspielen.

Wesentlich ist zunächst die Aussage in Num 27,1-11. Hier wird erzählt, dass die Töchter Zelfohads, nachdem ihr Vater während der Wüstenwanderung Israels gestorben ist, ohne Söhne hinterlassen zu haben vor Mose treten und für sich ein „außerordentliches Erbrecht“ erbitten. Damit wollen sie gemäß ihren Ausführungen in Num 27,4 verhindern, dass der Name Zelfohads aus seiner Sippe verschwindet, also die Familie ausstirbt. Verschärfend kommt hinzu, dass Num 26,33 zufolge offensichtlich Zelfohad alleine die *gesamte* Sippe Hefer repräsentiert, die folglich mit seinem Tod ohne legitime Erben als Ganze dem Untergang geweiht wäre.

Angesichts dieser Problemlage wendet sich nun Mose seinerseits an JHWH, der daraufhin für diesen und analoge Fälle ein Erbrecht für Töchter festsetzt und damit das bisher gültige Erbrecht der Tora adaptiert. Dieses in Num 27, 1-11 gefundene Recht erfährt schließlich in Num 36,1-12 eine weitere Konkretisierung und Auslegung durch Mose und die Ältesten Israels, die dafür Sorge

Bischof Rudolf Voderholzer und Prof. Dr. Christoph Dohmen, der Doktorvater von Matthias Ederer, gekommen. Sehr interessiert an der prämierten Arbeit zum Alten Testament zeigte sich auch Charlotte Knobloch, Präsidentin der Israelitischen Kultusgemeinde München, die zur Akademischen Feier extra aus München nach Regensburg gekommen war.

tragen, dass an Töchter vererbter Erb- besitz tatsächlich innerhalb des Stammes verbleibt und nicht durch Heirat an einen anderen Stamm verloren gehen kann.

Die kurze narrative Einheit in Jos 17,4 erweist sich damit als unmittelbare Fortführung des in Num 27,1-11 und in 36,1-12 entfalteten Erzählfadens. Wie schon in Num 27 stoßen die Töchter Zelfohads das Geschehen an, indem sie nun die konkrete Umsetzung der in Num 27,1-11 gefundenen und in Num 36,1-12 durch Auslegung entfalteten Tora fordern, nachzulesen in V.4cd. Diese wird daraufhin durch den Priester Eleazar, Josua und die Ältesten der Stämme – also letztlich durch ganz Israel – „gemäß dem Befehl JHWHs“ zur Anwendung gebracht, wie es in V.4e heißt. Die praktische Folge daraus ist, dass die drohende Minderung des Stammes Manasse durch das Aussterben einer Sippe verhindert und sogar ins Gegenteil verkehrt werden kann. Immerhin erhält jede der fünf Töchter Zelfohads ihr eigenes Stück Land, was dazu führt, dass allein auf die Sippe Hefer letztendlich fünf Anteile entfallen. Diese aber summieren sich zusammen mit den verbleibenden fünf Sippen der Söhne Manasses zu der in Jos 17,5 konstatierten *Zehnzahl*, die – wie Jos 17,6a festhält – nur dadurch möglich wird, dass Manasses (bzw. Zelfohads) Töchter neben seinen Söhnen erben konnten.

Damit aber tritt zur Genealogie, die die grundlegende Struktur des Stammes vorgibt, die Tora – gleichsam als ein kreativ (um-)gestaltendes Element. Ihre pragmatische Auslegung und Anwendung in dem durch die beiden Stellen in Num 27,1-11; 36,1-12 und Jos 17,3-4 konstituierten Erzählfaden bestimmt die Entwicklung des Stammes in förderlicher Weise mit. Sie bewirkt ein weiteres

Anwachsen anstelle einer drohenden Minderung und gibt der Manasse-Genealogie – und damit dem Stamm selbst – ein neues Gepräge.

Der kurze Durchgang durch den Text zeigt, dass Jos 17,1-4 zunächst die Eigenart und Identität Manasses nachzeichnet und dabei v.a. zwei markante Sinnlinien hervorhebt:

1. Manasses Identität ist zunächst verankert und begründet in den genealogischen Strukturen des Stammes, wobei v.a. den drei Vätern Manasse – Machir – Gilead eine zentrale Bedeutung zukommt.

2. Darüber hinaus aber ist sie entscheidend geformt durch das Tun der Tora, die sich als lebensförderliche und „kreativ-gestaltende“ Größe in der Geschichte des Stammes erweist.

Für die „Landtheologie“ von Jos 17 aber ist wesentlich, dass Jos 17,5 dieses Bild Manasses auf die Fläche des Landes überträgt und so gleichsam zu einer mental map des Manasse-Landes aus- gestaltet. So sind es einerseits die genealogischen Beziehungen und Konstellationen – z.B. die Sonderrolle Machirs, dargestellt in V.1, oder das gleichberechtigte Nebeneinander der sechs Sippen, wie sie sich in V.2 findet, – andererseits aber auch die Prägungen durch das Tun der Tora, geschildert in V.3-4, die die konkreten Binnenstrukturen und damit die grundlegende Gestalt des Manasse-Landes bestimmen. Auf diese Weise wird ein Raumkonzept entworfen, das „Land“ ausdrücklich *nicht* in politischen oder geographischen Kategorien denkt, also nicht reale oder ideale Besitzrechte, -verhältnisse, oder -ansprüche dokumentiert, Herrschaftsverhältnisse nachzeichnet und diese auf ihre Legitimität befragt. Entscheidend für die Gestalt des Landes sind weiterhin *nicht* seine Topographie, seine Ressourcen und seine klimatischen Verhältnisse. Alles also, was wir gewohnt sind, in Landkarten zu zeichnen oder aus ihnen herauszulesen, spielt für die Land- vergabetexte und ihr Bild vom Land



Prof. Dr. Nikolaus Korber, Vizepräsident der Universität Regensburg, begrüßte.

letztlich keine Rolle. Stattdessen ist das Land als Israel-Land zuerst Funktion und Ausdruck – „Widerspiegelung“ – israelitischer Identität.

Auf Grundlage dieses Konzeptes vom Land können dann auch die vielen „Eigenheiten“ in den Landvergabeteilen – Grenzen, die nichts begrenzen, da Angehörige desselben Stammes zu beiden Seiten der Grenze siedeln (vgl. Jos 16,9; 17,9-10), Stämme ohne Land aber mit Erbbesitz (vgl. Jos 19,1-9) und umgekehrt ohne Erbbesitz aber mit Land (vgl. Jos 21,1-41), mehreren Stämmen zugleich zugeordnete Städte (vgl. Jos 17,11-13), weit voneinander entfernte Gebiete, die einander dennoch berühren (vgl. Jos 19,34), – verstehbar werden.

Die Texte in Jos 13-21, die den Leser im Zuge seiner Lektüre durch das sich Schritt um Schritt konstituierende Israel-Land führen, sind – so das Fazit – keine Aufforderung, Karten zu zeichnen, sondern eine Einladung, die Ursprünge, Geschichten und Beziehungen neu zu reflektieren, die Israels Identitäten bestimmen – im Zweifelsfall sind sie also eine Einladung dazu, noch einmal die *Tora*, das Buch von der Identität Israels, zu lesen.

--- --- ---

Mit diesem Stichwort „Tora“ – dem hebräischen Begriff für „Weisung“ und zugleich der Bezeichnung für das erste, fünfgeteilte Buch der Bibel, das genau das sein will, was sein Name ausdrückt, Weisung JHWHs für ein gelingendes Leben – möchte ich schließen. Die Tora ist das eigentliche Thema meiner Dissertation, für die ich heute diesen Preis bekommen habe. Alle Texte aus Josua und Richter, die ich in meiner Arbeit eingehend behandelt habe, beziehen sich ausführlich auf die Tora und reflektieren ihre zentrale Bedeutung.

Diese Auszeichnung, über die ich mich sehr freue und für die ich mich hiermit nochmals sehr herzlich bedanke, möchte ich v.a. auch als Ausdruck der Wertschätzung für dieses zentrale Thema meiner Dissertation verstehen – gemäß dem aus Jes 42,21 entlehnten Motto, das der Rabbiner und Exeget Benno Jacob seinem großartigen Kommentar zum Buch Genesis vorangestellt hat und das zugleich das Motto derjenigen biblischen Texte sein könnte, die ich in meiner Arbeit behandelt habe: *le-hagdil tora u-le-ha'adirah*, ‚die Tora groß zu machen und sie zu verherrlichen‘. ... immerhin ist sie Basis unseres biblischen Kanons und damit unverzichtbare Grundlage aller christlichen Theologie.

Ganz herzlich danken möchte ich Ihnen, sehr geehrter Herr Kardinal Wetter, allen Förderern der Stiftung und der Katholischen Akademie in Bayern für die Einrichtung dieses Preises, mit dem Sie den wissenschaftlichen Nachwuchs in der Theologie auf so wertvolle Weise unterstützen.

Presse

Katholische Nachrichten-Agentur

23. Oktober 2013 – Matthias Ederer (36), Theologe an der Universität Regensburg, bekommt den Kardinal-Wetter-Preis 2013. (...) Für Ederer, der in Freiburg und Regensburg studiert hat und an der Regensburger Uni als Akademischer Rat für Exegese und Hermeneutik des Alten Testaments arbeitet, ist es bereits die zweite Auszeichnung seiner mit summa cum laude bewerteten Doktorarbeit.



Das offizielle Foto des Abends: Prof. Dr. Harald Buchinger, Dekan der Fakultät für Katholische Theologie, Prof. Dr. Nikolaus Korber, Vizepräsident der Uni-

versität Regensburg, Kardinal Friedrich Wetter, Preisträger Dr. Matthias Ederer, seine Mutter Gabriele Ederer, Doktorvater Prof. Dr. Christoph Dohmen und

Akademiedirektor Dr. Florian Schuller (v.l.n.r.).

In gleicher Weise möchte ich mich bei all denen bedanken, die die heutige Feier vorbereitet und organisiert haben – v.a. bei Herrn Zachmeier von der Katholischen Akademie und den Mitgliedern unserer Fakultät, namentlich unserem Dekan, Prof. Dr. Harald Buchinger – und bei all denen, die dieser Feier mit Hand und Mund einen festlichen Rahmen verliehen.

Ein besonderer Dank soll zuletzt an meinem Doktorvater Prof. Dr. Christoph Dohmen gerichtet sein, der mir – mit hilfreichen und interessanten Denkanstößen, viel Freiraum und einer umfassenden und engagierten Unterstützung – ein wirklich perfektes „Gesamtpaket“ an Betreuung bereitgestellt und so wesentlich zum Gelingen der Arbeit beigetragen hat. □



Akademiedirektor Dr. Florian Schuller mit jungen Regensburger Theologen.



In der ersten Reihe des Hörsaals: Preisträger Dr. Matthias Ederer, der CSU-Landtagsabgeordnete Dr. Gerhard Hopp, Domkapitular Dr. Sebastian Anneser, der Regensburger Dompropst

Dr. Wilhelm Gegenfurtner, Kardinal Friedrich Wetter, Prof. Dr. Helmut Altner, von 1989 bis 2001 Präsident der Universität Regensburg, und Professor Christoph Dohmen (v.l.n.r.).

Georg Baselitz. Religiöse Bilder?

„Georg Baselitz. Religiöse Bilder?“ Das ist der Titel der aktuellen Ausstellung in der Katholischen Akademie. Auf der Vernissage am 7. Oktober 2013, zu der mehr als 200 Besucher gekommen waren, führte die Kunsthistorikerin Prof. Dr. Carla Schulz-Hoffmann in die Ausstellung ein. Sie ist eine ausgewiesene Expertin für zeitgenössische Kunst und war bis vor kurzem Stellvertretende Generaldirektorin der Bayerischen Staatsgemäldesammlungen. Ihr ist es zu verdanken,

dass dieses Thema, das bisher im Schaffen von Georg Baselitz kaum wahrgenommen wurde, jetzt untersucht wird.

Die Ausstellung selbst ist bis zum Jahresende im Kardinal Wendel Haus, dem Tagungszentrum der Katholischen Akademie, Mandlstraße 23, 80802 München, zu sehen. Geöffnet jeweils montags bis freitags, von 9 bis 17 Uhr. Der Eintritt ist frei – um Anmeldung unter 089/381020 wird gebeten.



Okwui Enwezor, Direktor vom Haus der Kunst, tauschte sich mit Prof. Dr. Carla Schulz-Hoffmann aus.

Georg Baselitz. Religiöse Bilder? „Erinnerung ist immer zentral.“*

Carla Schulz-Hoffmann

In den Achtzigerjahren des zwanzigsten Jahrhunderts setzte Georg Baselitz sich intensiv mit Motiven der christlichen Ikonographie auseinander. Die Auslöser hierfür waren, wie meist in der Entwicklung des Künstlers, eher zufällig und durch Begegnungen mit unterschiedlichsten Künstlern und Epochen geprägt. Die Ergebnisse jedoch zeugen von einer ungewöhnlichen, innovativen Interpretation und richten einen neuen Blick auf vermeintlich Geläufiges. Welche Ursachen können dafür in Anspruch genommen werden? Die Antwort ist ebenso lapidar wie zwingend: Baselitz führt das, woran er stets gearbeitet hat, konsequent weiter. Er verzichtet rigoros auf geläufige, im Bewusstsein verankerte Sehweisen der Sujets, die üblicherweise auch mit konkreten Inhaltsassoziationen verknüpft werden und konzentriert sich stattdessen ganz auf neue, formale, farbliche und kompositionelle Bildlösungen.

Die für den Künstler stets grundlegenden Fragen nach der Differenz zwischen den Gegenständen an sich und ihrer subjektiven Wahrnehmung, zwischen Wissen, Erinnerung und Intuition, bestimmen auch diese eindringlichen Werke. Die Umkehrung der Motive, seit 1969 ein Markenzeichen von Baselitz, unterstreicht radikal diese Distanz zwischen Bild und Abbild. Sie entspricht seiner These „für mich ist das Sichtbare nur eine Haut“ (Georg Baselitz, Randbemerkung in einem Gespräch mit der Autorin, Frühjahr 2013). Wieland Schmied charakterisiert dies mit der treffenden Analogie: „Wenn ich das Glas Wasser umdrehe, verschüttele ich seinen Inhalt. Der Inhalt geht verloren. Aber das Glas Wasser bleibt ein Glas Wasser – und erinnert an seine Bestimmung –, auch wenn es auf dem Kopf steht.“



Prof. Dr. Carla Schulz-Hoffmann, Kunsthistorikerin, stellvertretende Generaldirektorin a. D. der Bayerischen Staatsgemäldesammlungen

Geläufiges wird aufgebrochen, es werden andere Akzente gesetzt, die das, was wir zu kennen glauben, fremd erscheinen lassen und Fragen provozieren. Altbekanntes kann plötzlich in einem überraschend neuen Licht gesehen werden.

An den Holzschnitten und Gemälden mit religiösen Sujets, von denen diese Ausstellung prägnante Beispiele zeigt, lassen sich die genannten Überlegungen überzeugend nachvollziehen: Die Holzschnitte wie etwa *Schwarze Mutter, weißes Kind* (1985), *Veronika* (1986) oder *Sterne (Weinender Kopf)* (1985) sind

schon durch die Technik herausgehoben, denn sie beziehen ihre kraftvolle, fast aggressive Wirkung entschieden aus dem Medium selbst. Es handelt sich um ein, wie Siegfried Gohr es treffend formuliert, „Ausheben des Holzes, das Sich-Vertiefen in einen gewachsenen Stoff, der sich hart und spröde dem Willen des Künstlers widersetzt“ und so wird „das Graben zur aggressiven Gegenwehr“.

Als Bedeutungsträger kommen die durch den Holzschnitt besonders hervorgehobenen, markanten Strukturierungen hinzu, sowie die Farben bzw. die Nichtfarbe Schwarz mit den nur seltenen, roten Akzenten. In der Gruppe der ‚Weinenden Köpfe‘ verdichtet sich das Leiden Christi zur übergreifenden Metapher von Schmerz und Trauer schlechthin, sie betrifft jeden, unabhängig von einer religiösen Zuordnung. Auffallend ist, dass die Köpfe häufig in einer kaum mehr fassbaren Ebene verschwimmen, überlagert werden von den kraftvollen Händen und den zu großen, weißen oder blutroten Flecken sich ausweitenden Tränen. Das „Bild“ kann „hinter dem Bild wie eine Vision erscheinen [...], wie ein Zeichen von einem fremden Zustand“, so Siegfried Gohr. Die Köpfe gleichen Spiegelungen im Wasser, die die kompakten Hände vergeblich zu greifen versuchen.

Das Gemälde *Stephatos in Italien*, (1984–88), konzentriert in sich exemplarisch Merkmale, die diese Werke insgesamt auszeichnen. Stephatos, eigentlich Stephaton, war nach außerbiblischer christlicher Tradition ein römischer Soldat, der Christus kurz vor seinem Tod einen mit angeblich Schmerz linderndem, Essig getränkten Schwamm reichte. Die Aufgliederung des Werks in klare, oft komplementäre Farbfelder, der Kontrast zwischen lichten und zu-

rückhaltenden Farbpartien und die Verschränkung einzelner Bereiche führt zu einer präzisen Akzentuierung der Gesamtkomposition. Zwei Bildhälften stehen hier im Dialog, die linke strahlend blau, die rechte erdig, fast *sahara-farben* und teilweise tonig vermischt. Die Trennung wird durch Stephatos unterstrichen, markiert er doch mit seinem Körper lapidar die Mittellinie. Eine weitere Differenzierung der Bildhälften ergibt sich aus der Aufteilung der Figur und deren Kleidung, die mit der ruhigen Flächigkeit links kontrastiert. Nur Arm und Hand, die dem im Bild unsichtbaren Christus den Essigschwamm reicht, sind Teil der linken, durch die blaue Farbe traditionell als *geistig* zu verstehenden Sphäre. Eine herausgehobene Funktion kommt dem Kopf zu: Der bräunliche Hautton wird durch die Konturen des Profils und die Haare akzentuiert, die Leuchtkraft des blauen Augapfels wird durch eine dunkle Umrandung betont. Damit wird ein Blickkontakt zwischen Stephatos und dem Gekreuzigten angedeutet, suggestiv vermittelt durch die transzendente Sphäre des linken Bildbereiches. Die *Diesseitigkeit* und *Bodenhaftung* rechts wird durch die Handtasche augenzwinkernd unterstrichen, ein Attribut, das Baselitz oft einsetzt und damit enge geschlechtsspezifische Zuordnungen unterläuft.

Hinter dem Titel *Stephatos in Italien* verbirgt sich eine Anekdote, die ein signifikantes Schlaglicht auf die Frage wirft, worum es Baselitz bei diesem Motiv ging, denn nicht das Religiöse stand hier im Vordergrund, sondern in diesem Fall eine Darstellung einer dem Künstler unbekanntem Szene. Baselitz erinnert sich an den Besuch eines Chopin Festivals in der Kirche „La Pieve di Santi Pietro e Paolo“ in Coiano, Comune von Castelfiorentino, Provinz Florenz, wo er mit



Insgesamt 15 Köpfe, alles Holzschnitte, sind in der Ausstellung zu sehen. „Von vorne“ heißt dieses Werk aus den Jahren 1985 bis 1988.

Copyright für die abgebildeten Werke:
Georg Baselitz

Copyright für die Fotografien:
Atelier Baselitz und Galerie Sabine Knust

seiner Frau Elke, dem Pianisten und dessen Familie allein war und über die Darstellung eines Freskos nachgrübelte, die ihm eine in dieser Form nicht vertraute Kreuzigungsszene mit den beiden Soldaten Longhinus und Stephatos zeigte. Die Szene interessierte ihn auf Grund ihrer formalen Klarheit, ohne dass er sie inhaltlich hätte einordnen können. „[...] solche Geschichten und solche Bildkonstruktionen“ kann man, so Baselitz, „wieder erfinden, ohne den Inhalt der ersten Erfindung zu haben und weiter zu benutzen“ (Georg Baselitz, in: Dieter Koepplin, *Über das Gewicht der Zeichnungen von Georg Baselitz*, in: Kat. Ausst. *Georg Baselitz. Zeichnungen 1958–1983*, Basel (Kunstmuseum) 1984, S. 141).

Auch in dem *Abgarkopf* (1984), von dem es verschiedene Varianten gibt, werden große Farbflächen in der Komposition miteinander verschränkt. Die Einzelteile sind relativ klar voneinander abgegrenzt, etwa die beiden Gesichtshälften, die Nase oder die Augen. Die Schädelform wirkt archaisch, maskenhaft streng und verweist auf afrikanische Ritualskulpturen. Seit den Siebzigerjahren sammelte Baselitz passioniert afrikanische Stammeskunst, die ihn auch künstlerisch inspirierte.

Auffallend ist zudem die inhaltlich sprechende Zuordnung der Farben: Der übergroße, fast die Gesamtfläche einnehmende Kopf, steht auf einem intensiv blautönen Grund, eine Farbe, die im linken Augapfel, der rechten Pupille und der linken Mundhälfte aufgehellert aufgegriffen wird. Auch hier gibt es einen

Wechsel zwischen einer *materiellen* und einer *spirituellen Sphäre*, denn das Blau des Hintergrundes und der Augen steht im Gegensatz zu dem assoziativ mit dem Diesseitigen verbundenen Kopf (Fleischtone = Mensch, Grün = Natur).

Im Gespräch über die Bilder dieser Jahre betont Baselitz immer wieder die Bedeutung, die Piero della Francesca, insbesondere dessen *Madonna del Parto* (1450–75), für ihn hatte. Das Fresko, 260x203 cm, ist heute im Museo della Madonna del Parto zu sehen. Ursprünglich befand es sich in der Friedhofskapelle Santa Maria in Silvis in Monterchi, einer kleinen toskanischen Gemeinde. Nach der Zerstörung des Gebäudes durch ein Erdbeben wurde das Fresko abgetragen und an den Hochaltar der neuen Friedhofskapelle Santa Maria di Momentana übertragen. Seit 1992 befindet sich die *Madonna del Parto* in einem eigenen Museum in Monterchi. Sein Interesse galt dabei freilich nicht einer bestimmten ikonographischen oder inhaltlichen Dimension, sondern der Farbkomposition, den komplementären Gegensätzen und ihren Verschränkungen. Und zugleich ging es ihm um die Alltäglichkeit der Figuren, Menschen, die einem noch heute in dieser Gegend begegnen.

Nicht von ungefähr wählte er den Titel des Bildes, denn die *Abgarlegende* – sie kulminierte im 8. und 9. Jahrhundert indirekt im byzantinischen Bilderstreit – bringt das, worum es Baselitz allgemein in seinem Werk geht, auf den Punkt. Sie kreist um einen Briefwechsel

zwischen dem erkrankten König Abgar V. von Edessa und Jesus von Nazareth, der von dem Herrscher gebeten wurde, ihn zu heilen. Jesus versprach, zu einem späteren Zeitpunkt einen Jünger zu schicken, ein Auftrag, der dann nach Christi Himmelfahrt durch den Apostel Thomas an Judas Thaddäus weitergeleitet worden sein soll. Aber schon Christus selbst soll Abgar, weil er an ihn geglaubt habe, ohne ihm je begegnet zu sein, einen Abdruck seines Gesichtes geschickt haben, das erste *Vera Icon*. Die ältesten Beispiele dieser *wunderbaren, wahren* Porträts sind seit dem 4. Jahrhundert aus der byzantinischen Kirche bekannt. Sie entsprechen im römisch lateinischen Bereich dem *Schweißtuch der Veronika*. Andere Überlieferungen erwähnen auch ein von Hand gemaltes Bild. Aber egal wie: Schöner als hierin kann die Unmöglichkeit jeder Repräsentation nicht unter Beweis gestellt werden, denn beide Versionen, ob Gesichtsabdruck oder gemaltes Porträt, zeigen in letzter Konsequenz nur die Oberfläche. Sie sind, um mit Baselitz zu sprechen „nur die Haut“, haben mit dem *Inhalt*, der *Essenz* des Dargestellten nur wenig zu tun. Baselitz hätte im byzantinischen Bilderstreit, wie nahezu die gesamte Moderne, vermutlich die Ikonoklasten favorisiert, ganz aus dem Verständnis heraus, dass Bild und Abbild nie identisch zu sein vermögen, da ein Abbild wenig mehr als die Oberfläche zeigt.

Die Provokation, die insbesondere diese Bilder mit religiösen Motiven bewirken können, liegt in der Verweigerung, vermeintlich *Bekanntes* auch *wiedererkennbar* darzustellen. Insofern hat sich abstrakte Kunst *ohne* gegenständliche Chiffren im kirchlichen Kontext stets leichter getan als diejenige, *die von der Figuration abstrahiert*, wie das bei Baselitz der Fall ist. Während ein rein

abstraktes Werk oft an einem Ort der Ruhe relativ leicht als Meditationsbild durchgeht, stört *die Kunst* eher den Frieden, in der Motive noch erkennbar sind, da man sie schwerer ignorieren kann. Sie fordert stärker zu einer Stellungnahme auf, da sie das, was man in Bildern zu kennen und zu verehren glaubt, wie bei Baselitz, im wörtlichen Sinne auf den Kopf stellen. Denn, so Baselitz: „In der Malerei kommt es [...] auf die Bilderfindungen an und nicht auf das Inhaltliche, nicht auf die religiöse Inbrunst, nicht primär auf dergleichen, sondern auf die Notwendigkeit der Bildkonstruktion“ (Georg Baselitz im Gespräch mit Dieter Köpplin, in: *Parkett 11* (1986), S. 46.)

Charakteristisch für das provokative Potential dieser Werke war dafür in ihrer fast satirischen Überzeichnung die Kontroverse um ein Altarbild des Künstlers im ländlichen Luttrum in der Nähe von Hildesheim: Baselitz hatte auf Wunsch des evangelischen Pastors das Gemälde *Tanz um das Kreuz* (1983) für die dortige Kirche St. Anna zur Verfügung gestellt. Dies rief heftige Reaktionen bis hin zum Vorwurf der Gotteslästerung in der Gemeinde hervor, so dass zahlreiche Gemeindeglieder sich ‚um-pfarren‘ ließen und in der Folge dem Geistlichen erhebliche Schwierigkeiten bereiteten.

Wie in diesem Fall ist die Angst vor dem Unbekannten und davor, sich selbst in Frage stellen zu müssen, meist Auslöser für eine Ablehnung.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass Spiritualität in letzter Konsequenz nur im Verzicht auf Abbildhaftigkeit zu erreichen ist, also nur in der Abstraktion, auch in den Bildern, die den sichtbaren Gegenstand als Ausgangspunkt



Detlev Gretenkort (li.), ein enger Mitarbeiter von Georg Baselitz und zusammen mit Prof. Dr. Carla Schulz-Hoffmann Kurator der Ausstellung,

unterhielt sich lange und intensiv mit Okwui Enwezor, dem Direktor vom Münchner Haus der Kunst

wählen. Der spirituelle Gehalt der Werke entsteht aus ihrer radikalen Reduktion, ihrem Verzicht auf jeden anekdotisch beschreibenden Ansatz, aus ihrer Klarheit und rigorosen Vereinfachung. *Transzendenz* entsteht, wie es diese Werke veranschaulichen, nicht aus den figurativen Versatzstücken selbst, sondern aus dem Aufbau, der Struktur und der Farbigkeit. Die Bilder strahlen aus sich heraus, haben eine fast ikonenhafte Strenge. Die Farbe „besitzt eine Leuchtkraft, die man geradezu überirdisch nennen möchte. Man könnte auch sagen, die Farben dieser Bilder glühen von mystischem Feuer“, wie Wieland Schmied schreibt.

Weit davon entfernt, religiöse (Andachts-)Bilder sein zu wollen, vermitteln die Arbeiten mit religiösen Motiven von Georg Baselitz mit fast archaischer Kraft Grundfragen menschlicher Existenz und eine spirituelle Dimension. Damit unterscheiden sie sich von anderen Werkgruppen aus dieser Zeit, hierin liegt ihr Alleinstellungsmerkmal. □

*Georg Baselitz, *Randbemerkung in einem Gespräch mit der Autorin, Frühjahr 2013.*

Weitere verwendete Literatur:

Wieland Schmied, *Geschundenes Fleisch, Mystisches Feuer. Über religiöse Motive im Werk von Georg Baselitz*, in: *Positionen deutscher Malerei*, in: *Kunst und Kirche, Ökumenische Zeitschrift für Architektur und Kunst*, seit 1971 vereinigt mit den „Christlichen Kunstblättern“, gegründet 1860: *Positionen deutscher Malerei*, H. 3/89 (September 1989). Darmstadt 1989

Siegfried Gohr, *Neuere Holzschnitte von Georg Baselitz oder die Einmischung des Mediums in die Arbeit des Künstlers*, in: *Kat. Ausst. Baselitz. Holzschnitte*, BAWAG Fondation, Wien 1996



Sterne (Weinender Kopf), ist der Titel dieses Werks, eines Holzschnitts von 2 Stöcken aus dem Jahr 1985.

Copyright für die abgebildeten Werke:

Georg Baselitz

Copyright für die Fotografien:

Atelier Baselitz und Galerie Sabine Knust

Presse

Georg Baselitz. Religiöse Bilder?

Münchner Merkur

15. Oktober 2013 – Und nun: „Religiöse Bilder?“ Die Katholische Akademie in München hat hinter diesen Titel ein Fragezeichen gestellt. Es könnte genauso gut ein Ausrufezeichen sein. Denn Baselitz, der für eine ständige Schärfung und Erneuerung von Inhalten steht, hat sich in den 80er Jahren an diese Thematik angenähert. Religiös sind die 30 Holzschnitte und zwei Ölgemälde also auch – vor allem aber sind sie eine Auseinandersetzung mit dem Mensch und seinem Zustand, mit dem Material und der Malerei an sich.

Mit Baselitz und dem Thema feiert die Akademie in Schwabing ihre hundredste Ausstellung, die als kleine Entdeckung gelten kann.

Freia Oliv

Süddeutsche Zeitung

11. Oktober 2013 – Im Kardinal Wendel Haus finden seit den Siebzigerjahren Ausstellungen statt: Arbeiten von Karl Caspar, Herlinda Koelbl, Gerhard Richter, Jerry Zeniuk wurden hier gezeigt – um nur einige zu nennen.

Für die 100. Ausstellung nun wollte man etwas Besonderes auf die Beine stellen (...). Das mit dem auf die Beine stellen ist dann im schönsten Sinne daneben gegangen. Denn die Jubiläumsausstellung bestreitet der Künstler Georg Baselitz. Und bei dem stehen die meisten Motive ja bekanntermaßen Kopf. (...)

Baselitz bildet religiöse Motive nicht ab, er verhandelt sie und zwingt sie in eine strenge, eigenwillige Form. Besser kann man dem Ort der Ausstellung nicht gerecht werden.

Evelyn Vogel



Sabine Knust (2.v.r.), Inhaberin der gleichnamigen bekannten Münchner Galerie, half durch großzügige Leihgaben bei der Realisierung der Ausstellung.



Prof. Dr. Klaus Schrenk, General-Direktor der Bayerischen Staatsgemäldesammlungen (re.), im Gespräch mit anderen Besuchern der Vernissage.

Begrüßung

Florian Schuller, Akademiedirektor

Am 9. Januar 2012 hatte mich eine Neujahrsglückwunschkarte von Frau Prof. Dr. Carla Schulz-Hoffmann erreicht. Der letzte Satz damals auf dieser Karte: „Ein Baselitz-Projekt sehe ich sehr zuversichtlich.“

Nun, nach fast zwei Jahren, ist es so weit. Ich heiße Sie alle sehr herzlich willkommen zur Vernissage unserer Ausstellung „Georg Baselitz – Religiöse Bilder? Gemälde und Holzschnitte“. Sie ist die genau hundertste Ausstellung in diesen unseren Räumen des Kardinal Wendel Hauses, und nicht zuletzt deshalb ein ganz besonderes Fest.

Zu danken haben wir es in allererster Linie Frau Prof. Dr. Carla Schulz-Hoffmann. Unermüdlich, mit einer besonderen Sensibilität für den Ort hier und in unmittelbarem, intensivem Kontakt mit Georg Baselitz ist dieses Kunstereignis vor allem ihr Werk. Dessen Konzeption und Idee waren nur möglich, weil Frau Schulz-Hoffmann eine der besten Kennerinnen des Gesamtwerkes von Georg Baselitz ist, der ihr auch voll vertraut. Nicht zuletzt ahnen wir, wie viel Arbeit vor allem in den letzten Wochen anstand.

Deshalb an dieser Stelle ein ganz besonderer Dank, Frau Prof. Schulz-Hoffmann, und der ernst gemeinte klassische Satz: Sie haben sich verdient gemacht – um die Akademie, um deren Kunstaktivitäten, und auch um Georg Baselitz – mit einem Blick auf dessen Werk, das in dieser Fokussierung so noch kaum wahrgenommen wurde.

Darum empfehle ich Ihnen allen den Katalog der Ausstellung. Der Aufsatz von Frau Schulz-Hoffmann legt eine neue Spur des Eindringens in das Werk von Georg Baselitz.

Frau Dr. Barbara Dabanoglu hat Frau Prof. Schulz-Hoffmann engagiert unterstützt, und Herr Detlev Gretenkort war der von Georg Baselitz unmittelbar beauftragte Verbindungsmann, der Auswahl, Ausleihe und Hängung mitverantwortet. Frau Sabine Knust und Herr Matthias Kunz stellen die Holzschnitte leihweise zur Verfügung. Ihnen allen ausdrücklichen, intensiven Dank. Vielen Dank auch den Mitarbeitern hier in der Akademie: Herrn Michael Zachmeier, den Promotor artis unserer Akademie und Herrn Andreas Merkel, der das diffizile Werk des Hängens mit jahrzehntelangem souveränem Können gemeistert hat.

Wir sind aber vor allem dankbar, dass Georg Baselitz unseren Bitten positiv entsprochen hat und darauf vertraut, dass seine Werke hier in der Katholischen Akademie Bayern nicht nur zeitweise Aufnahme finden, sondern auch wunderbar hierher passen. Leider kann der Künstler heute Abend nicht persönlich präsent sein, weil ihn ein schon lange feststehender Termin in die USA geführt hat. Sie, Frau Prof. Schulz-Hoffmann, werden ihn uns aber plastisch vor Augen führen – seine Person, sein Leben, sein Werk. Danke jetzt schon für Ihre Ein- und Hinführung!

Auch SKH Herzog Franz von Bayern bedauert außerordentlich, dass er verhindert ist. Er regt aber an, mit Georg Baselitz einen eigenen Termin im weiteren Verlauf der Ausstellung zu suchen, an dem dann ein direktes Gespräch möglich wäre. Herzog Franz als Sammler und Verehrer von Georg Baselitz seit dessen Frühphase hat gerne die Schirmherrschaft der Ausstellung übernommen

– ein weiteres Signal seiner Nähe zum Künstler wie zu uns, der Katholischen Akademie Bayern.

„Georg Baselitz – Religiöse Bilder? Gemälde und Holzschnitte“. Dies also der Titel der Ausstellung, die wir heute eröffnen. Das Fragezeichen hinter „Religiöse Bilder“ ist nicht nur rhetorischer, sondern wesentlicher Bestandteil. Sind es religiöse Bilder? Sollen es religiöse Bilder sein?

Ich will mich nicht auf kunsttheoretische Grundsatzdiskussionen einlassen, was denn ein Bild sei. Aber mich als Theologen reizt schon die Frage nach dem Religiösen in Bildern. Die Frage zieht sich bekanntlich bereits durch die ganze Bibel, von deren erstem Kapitel („Gott schuf den Menschen als sein Abbild, als Abbild Gottes schuf er ihn“) über das berühmte Bilderverbot (Bilderverbot wohl gemerkt für Gottesbilder, nicht für Menschenbilder) bis zum letzten Buch, der Offenbarung: „Dann sah ich einen neuen Himmel und eine neue Erde“.

Wenn ich nun die Bilder des Georg Baselitz sehe, gehen mir zwei sehr grundsätzliche, deutlich einander entgegengesetzte Weisen des Nachdenkens durch den Sinn, des Redens von Gott, allgemeiner: von Transzendenz. Die eine ist die sogenannte Theologia negativa: Gott ist der ganz Andere. Ich kann nicht sagen, wer oder was er ist, nur, was er nicht ist. Jede positive inhaltliche Aussage ist vergebens. In der Malerei würde dem dann die Abstraktion entsprechen. Von der aber hat bekanntlich Georg Baselitz als Form des eigenen Malens stets Abstand genommen.

Die zweite Weise finde ich in einer eher undeutlichen Spur der Philosophie bzw. der Theologie durch die Jahrhunderte. Man könnte sie die franziskanische nennen. In Zeiten eines umstürzenden Papstes Franziskus wird sie aber vielleicht wieder bewusster wahrgenommen. Denn die Armut im Zentrum franziskanischen Denkens ist immer auch eine des Denkens, die weiß, dass die großen Entwürfe, die endgültigen Antworten, die erleuchteten Ideen der konkreten Wirklichkeit kaum oder gar nicht gerecht werden. Dass es vielmehr richtig ist, von den unaustauschbaren konkreten Dingen, Situationen, Menschen auszugehen. Und – wie es der mittelalterliche Franziskaner und Scholastiker Johannes Duns Scotus immer wieder betonte – dass sich in den Einzeldingen ein unergründlicher Rest verbirgt, der sich nicht nur dem Begriff, sondern überhaupt dem Zugriff jeder Art von Erkenntnis entzieht.

Einen zweiten Vertreter dieser Tradition des Denkens will ich noch zitieren, den geistigen Gegenspieler Immanuel Kants in Königsberg, den – wie man ihn nannte – „Magus des Nordens“, Johann Georg Hamann: „Wir leben hier von Brocken. Unsere Gedanken sind nichts als Fragmente. Ja unser Wissen ist Stückwerk. Allgemeinen Wahrheiten, Grundsätze, Systems bin ich nicht gewachsen. Brocken, Fragmente, Grillen, Einfälle.“ Und: „Ich weiß dem allgemeinen Geschwätze und schön aus der Ferne her, in die weite Welt hinein, zielender Zeigefinger... nichts besseres als die genaueste Localität, Individualität und Personalität entgegen zu setzen.“ Johann Georg Hamann holt also die Vernunft von



Akademiedirektor Dr. Florian Schuller begrüßt die rund 200 Gäste der Vernissage.

ihrem Höhenflug in den Raum der Transzendenz zurück auf den Boden der Geschichte.

Fast habe ich den Eindruck, als seien die Bilder des Georg Baselitz deshalb religiöse Bilder, weil sie ähnlich wie franziskanisches Denken oder Johann Georg Hamann die Vorrangstellung des Einzelnen betonen. Gegen begriffliche Systematisierungen, aber auch gegenüber einem Rückgriff auf Uranfängliches.

Hamann hat übrigens diese Position als logische Konsequenz der eschatologischen Erwartung des Christentums verstanden. Wenn der Messias, wenn die letzte Wahrheit erst erscheinen wird,

dann bleibt das einzelne Bild mehr als fragmentarisch. In einem Brief an Herder schreibt er: „Wenn seine Zukunft gleich einem Dieb in der Nacht sein wird, so vermögen weder politische Arithmetiken noch prophetische Chronologien Tag zu machen.“ Und auch nicht, möchte man hinzufügen, theologische Gesamtaussagen, also solche zu dem, was wir die Transzendenz nennen.

In diesem Sinne: „Georg Baselitz. Religiöse Bilder!“ Mit Ausrufezeichen. Sogar christlich grundierte. Ihnen, uns allen spannende Auseinandersetzungen vor den zwei Gemälden und den Holzschnitten des Georg Baselitz. □



Stellten sich vor einem Kunstwerk dem Fotografen: Dr. Florian Schuller, Prof. Dr. Klaus Schrenk, Prof. Dr. Carla Schulz-Hoffmann, Okwui Enwezor und Detlev Gretenkort (v.l.n.r.).



Der Abgarkopf, 1984
Öl auf Leinwand, 200 x 165 cm

Copyright für die abgebildeten Werke: Georg Baselitz
Copyright für die Fotografien: Atelier Baselitz und Galerie Sabine Knust